DIE FACKEL

Nr. 608–612 JANUAR 1923 XXIV. JAHR

In eigenster Sache

Gesprochen am 26. November 1922

Um als Sprecher des eigenen Wortes (das mit meinem Mund der nie beruhigten, nie vollendeten Gestalt nachzusprechen mir von jeher mehr Qual als Pflicht war) auch nur den heutigen Vortrag durchstehen zu können; um als vortretender Bürger dieses Staats nicht von der Atmosphäre der allgemeinen Ehrlosigkeit anzuziehen, bin ich zu der folgenden Erklärung genötigt: Diesem Staat dringt die Ehrlosigkeit aus allen Poren. Er hat aus der Verlassenschaft der Monarchie nichts übernommen als die Schande, unter der sie zusammengebrochen ist, und er lebt von dem Vergnügen, diesen psychologischen Zusammenhang, diese Identität des der Welt unverlorenen österreichischen Antlitzes in jedem Zug nachweisen zu können, sich dauernd in den letzten Zügen jenes Monstrums wiederzuerkennen, dessen Hingang doch die einzige Errungenschaft bedeutet, die das Leben in dieser Zeit lebenswert macht. Aber es stellt sich mit jedem Tage deutlicher heraus, daß der österreichische Rest seine ganze Existenz, die ihm von einer über alles Schuldmaß grausamen Vergeltung — das eben ist der Fluch der bösen Tat — so dürftig zubemessen ist, mit derselben Gehirn- und Charaktererweichung behaupten will, die dieses Chaos herbeigeführt hat. Diese Spielart von Mensch, die, nichts verstehend, was die Welt

gelitten, aber alles verzeihend, was sie selbst getan hat, als ganze nichts als der Schwamm ist, den ihre grauenerregende Gemütlichkeit drüber tun möchte, immer bereit, ihre eigene Schuld zu vergessen und für die Abschlachtung der Menschheit auf die mildernden Umstände einer landgebornen Kultur zu verweisen, mit der sie weniger Zusammenhang hat als die Zulukaffern, denen sie sie als Spezialität anbietet — diese Menschenart läßt sich von einer Presse repräsentieren, die als ein Katalog ihrer Verbrechen ihr sie nicht zum Bewußtsein bringt, sondern vielmehr sie um das Bewußtsein bringt, daß es eine Welt höherer sittlicherer Ordnung, ein reineres Dasein als das ihre geben könne. Sie hat also eine Presse, die der Ausdruck alles dessen ist, was im Bereich menschlichen Sinnens und Trachtens an Infamie und Häßlichkeit nur gedacht werden kann, und sie ist wie kein sonstiger Teil der Menschheit in ihrem Vorstellungsleben an ein gedrucktes Wort gebunden, das in Schmutz und Mißton alle Zeiterfordernisse überbietet und doch in einem ungleich echteren Sinne kulturbildend gewirkt hat als die Schöpfungen einer dichterischen Epoche, zu denen nur die Lüge der literarischen Bildung einen rein äußeren Zugang behauptet. Nun aber hat sich, zu aller Preisgegebenheit vor der Suggestion des gedruckten Worts, die Unterwerfung unter den schuftigen Willen dieser Presse, die aus dem kommerziellen Hinterhalt die völlige Beschlagnahme des Denkens und Fühlens der hiesigen Menschheit vermocht hat, soeben mit der Feierlichkeit eines Gerichtsverfahrens vollzogen, und nichts bleibt übrig, als zähneknirschend — denn das Kulturgewissen hat nicht Macht über eine Staatslüge, die vor der Preßlüge kapituliert — diesen Tiefpunkt der Entartung zu verzeichnen und sich mit allem, was man gewollt, gehofft und zur Hebung eines sozialen Ehrgefühls je versucht hat, besiegt zu erklären. Denn

der Blitz, der einen trifft, erhellt es klar, daß sich hier nichts verändern kann, es wäre denn zum Gemeineren, und daß dieser Staat, wie eh und je vor der Alternative, bis auf die Knochen schwarzgelb zu sein oder sich zu blamieren, und darum mit großer Tatkraft zu beidem erbötig, auch in republikanischer Verkleidung der Hanswurst geblieben ist, dessen Vertreibung von der Weltbühne keiner Dramaturgie der Welt gelingen könnte, und wenn auch die Tragödie vorangegangen wäre. Er hat sich mit der Stimmeneinheit seiner Volksvertreter zu einem Gesetz aufgerafft, um des gröbsten Schmutzes, den seine Presse täglich vor die Tür der geistigen Empfänglichkeit häuft, Herr zu werden: und die pünktliche Konsequenz ist, daß er es von ihr am hellichten Tage, vom ersten Tag seiner Wirksamkeit an, verhöhnen läßt. Aber nicht genug: da er gemerkt, aus den unverhüllten Drohungen der Betroffenen erfahren hat, daß sein schüchterner Versuch, der Korruption und der Frechheit ihrer Selbstbehauptung beizukommen, auf die Ungunst jener Faktoren stoße, die mächtiger sind als alle seine unseligen Funktionäre zusammengenommen, so hat er sich resolut entschlossen, seinen Mut zu bereuen, den Zustand, an den er strafend rühren wollte und nicht ungestraft gerührt hat, durch den Rechtsspruch einer vorläufig maßgebenden Instanz anzuerkennen und lieber etlicher Milliarden verlustig zu gehen als sie jenen Konsortien abzunehmen, auf deren Gunst er durch angeborene Feigheit angewiesen ist wie nur ein wehrloser Komödiant auf den Notizenbringer. Dieser Staat, in dem sich zwar mit allem eine Regierung, aber mit nichts Staat machen läßt, ist ausgezeichnet durch eine Justiz, vor der ich immer schon die größte Hochachtung gehabt habe und die sich nun förmlich anstrengt, den flagranten Bruch eines Gesetzes nicht nur ungestraft zu lassen, sondern gutzuheißen, zur Nachahmung zu empfehlen, jeden Skrupel, den sich

die hart bedrängten Zeitungen sukzessive gemacht haben, für übertrieben, das Gesetz selbst für überflüssig, dessen Willen schon durch Nichtbeachtung für erfüllt zu erklären, geschweige denn durch die Mühe eines Kreuzchens, und im übrigen aus dem vollendeten Betrug nicht dem Betrüger, sondern dem Betrogenen einen Vorwurf zu machen, der, um vor Schaden bewahrt zu bleiben, verpflichtet sei, das Gesetz besser zu kennen als jene, gegen die es geschaffen ist. Der Umstand, daß Verbrecher eine Bande bilden, deren einheitlichen Weisung, das Gesetz zu umgehen, sie gefolgt sind, erscheint dieser Justiz nicht als ein erschwerender Umstand, sondern wirklich als Strafausschließungsgrund, und sie hat jenes Erkenntnis, das wahrhaftig nur das Neutrum ist von dem Vermögen, zu erkennen, mit einer unbefangenen Ahnungslosigkeit von sich gegeben, die zwar die dringendsten Notwendigkeiten eines korrupten Staatslebens begreift, aber nicht ahnt, daß sie damit nicht nur dieses, sondern jedes Gesetz zum Gespött gemacht, Dieben und Betrügern ihre Tätigkeit legitimiert und insbesondere es dem Staatsbürger ermöglicht hat, auch die Schranke zu übertreten, die ihm verwehrt, eine Behörde jenem Haß und jener Verachtung zu überantworten, deren sie sonst vielleicht nicht ganz sicher wäre, und eine richterliche Entscheidung für die Ausgeburt des Wahnwitzes zu halten. Nein, schwieriger wurde einem der Respekt vor dem ganzen Inhalt des Strafgesetzbuches nie gemacht, seit dem Tag nicht, da der Räuber eines Handtäschchens lebenslangen Kerker bekam, als durch diesen Freispruch der Millionenräuber, als durch eine landesgerichtliche Entscheidung, durch welche die Korruption nicht allein pardonniert, sondern geradezu für die ihr durch einen Paragraphen zugefügte Beleidigung entschädigt wird. Und Schmählicheres hat es nie gegeben als diese Indolenz einer Öffentlichkeit, die den Bruch eines von der

Republik geschaffenen Gesetzes für geringfügig hält, in vollstem Mitgefühl mit einer Justiz, die — ich habe mich als Ohrenzeuge wiederholt davon überzeugt — bei Verkündung des Urteils zwischen den Zähnen bloß den Groll hörbar macht, daß sie es nicht mehr im Namen Seiner Majestät des Kaisers verkünden kann. Und auch nichts Dümmeres wäre denkbar als diese Wurstigkeit, die nicht begreift, wie man sich über eine so kleine Affaire wie die der Inseratenkreuzel aufregen kann, und die nicht versteht, daß, wäre die Materie als solche nicht von höchster kultureller Lebenswichtigkeit, diese geradezu lustgepeitschte Unterwerfung der Staatshoheit unter das Diktat einer Revolverpresse den grausigsten Untergang aller Hoffnung bedeuten würde, hier noch etwas wirken zu können, hier mit Ehre leben zu können und dereinst nicht eine Last von Unehre tragen zu müssen, wenn man in österreichischer Erde begraben liegt. Denn auf das, was dieser Staat einem bei Lebzeiten von jener Ehre, die er meint, zumuten könnte, verzichte ich annähernd mit der Wollust, die ihn bei seinen Erniedrigungen beleben mag! Ich würde einem Bundespräsidenten oder einem Bundeskanzler wie sämtlichen Bundesbehörden, Funktionären oder Spitzen dieses Sonntagsstaates, ihnen allen auf ewig unverbunden, die Aufmerksamkeit vor die Füße werfen, die sie für mein Wirken zu empfinden vorgeben wollten und durch das ihre so grimmig verleugnen, und mit der sie mich auch gottseidank bisher verschont haben und so Gott will auch fernerhin und über meine Tage hinaus verschonen werden. Aber innerhalb dieser Frist möchte ich ihnen den Glauben, daß ich mich unter ihrer Ägide wohl fühle, tunlichst benehmen, so oft und so gründlich als möglich ihnen die Illusion ausreden, daß es mir vielleicht eine Ehre sei, in ihrem Umkreise zu wirken und daß ich nicht unter dem Zwiespalt leide, dort, wo Würden sind, keine zu bemerken und

mich von Individualitäten regieren zu lassen, mit denen ich nicht an einem Tische sitzen würde und zwar noch mehr aus Gründen ihrer geistigen als ihrer moralischen Unzulänglichkeit. Denn von einem Herrn regiert zu werden, der eine Soutane anhat, wiewohl sein seelischer Zuspruch ausschließlich für das Problem der Kronenstabilisierung gebraucht wird, mag ästhetisch verlockend sein und einem Lande, das in der Schaustellung seiner Sehenswürdigkeiten die letzte Rettung sieht, einige Attraktion bei den in Genf versammelten Feinschmeckern gesichert haben — mich stört es, ich halte es geradezu für obszön und ich erkläre mir auch aus diesem höchst perversen Umstand die aufregende Tatsache, daß in diesem Staatshaushalt die Presse die Hosen anhat. Nichts ist mir von monarchischen Zeiten her odiöser als diese Verbindung der gottverlassenen Christen mit den auskennerischen Juden und ich bin überzeugt, daß in dieser Atmosphäre der beim geistlichen Herrn ein- und ausgehenden intellektuellen Herren, des Schulter an Schulter der Seipel und Benedikt, auch die Unbeeinflußbarkeit der Justiz schon nicht zu jenem Schaden kommen wird, den auch sie wie jede irdische Einrichtung zu fürchten hat. Ich habe diese Justiz, die keineswegs blind ist für die Bedürfnisse und Bedrängnisse des Staatslebens, sondern nur die Dehors wahrt, wenn sie das schielende österreichische Antlitz mit der Binde bedeckt, seit jeher für eine feinfühlige Erkennerin gehalten. Hat sie durch das Menschenalter hindurch, daß ich sie beobachtet habe, mit der Fiktion ihrer Sittlichkeit gegen das lebendige Leben gewütet, so hält sie es nun umsomehr mit der geistigen Prostitution, und da der Staat heute mehr als je, in dem elenden Prokrustesbett, das ihm das Weltgericht zugerichtet hat, das Bedürfnis fühlt, sich nach der Presse zu strecken, die doch die Urheberin aller Tortur ist, und da dieses ganze Bürgerpack, das gegen die

unerbittliche Entwicklung mit Hauern und Pranken die Prärogative seiner Habgier, die es für die Kultur hält, zu wahren sucht, da dieser ganze Unrat von Staatsweisheit, dieser ganze Haufe von Funktionären der Wesenlosigkeit nur mit Hilfe der Presse seinen Selbsterhaltungstrieb betätigen kann, so bleibt der Bureaukratie nichts übrig, als die Ehrlosigkeit der Presse durch deren Sanktion zu überbieten. Es wird ihr ja auf die Dauer nicht glücken und nicht helfen. Aber es ist die historische Schuld der sozialistischen Partei, daß sie durch jenes Paktieren und Koalieren in den Umsturztagen, durch die Rettung der Staatsscheißer und Staatsdiebe vor der Rache einer gewendeten Front sich ihren Undank verdient hat; nicht daß sie den gottverlorensten Krieg nicht zu verhindern vermocht, aber daß sie den Gewinn des verlorenen Krieges vertan, seiner Fortsetzung in den heiligsten Krieg gewehrt hat; daß sie einen wahrhaft revolutionären Umschwung in den Tagen, da er möglich war, auf das Maß eines täglich neu bedrohten, von hämischen Herzen nie anerkannten Firmawechsels reduziert und zugelassen hat, daß diese tief korrupte, durch und durch ausgehöhlte, auf ewig unfruchtbare Gesellschaft wieder üppig und rüstig werde, die nichts bewährt als ihre Gewinnsucht, ihre Frechheit, ihre Angst und ihren selbstvergessenen Mut, einer Welt unverbrauchter Kräfte den Kulturanspruch zu bestreiten, den sie selbst millionenfach verleugnet und verwirkt hat. Ich, der allem Mißverstand zum Trotz weit von jeder Möglichkeit steht, es mit einer Partei zu halten, aber nie vor der Gefahr, um nicht für einen Politiker zu gelten, die Partei der Menschlichkeit zu verlassen, behaupte in diesen Dingen doch den einen unverrückbaren Standpunkt, das Bürgertum in allen Gestalten und in seinem ganzen Ausdruck in Presse und Staatsleben mit einem Hasse zu hassen, der ihm durch Generationen anhaften wird. Es ist unvermeidlich, daß die Rotationsmaschinen, die im

Herbst 1918 unversehrt geblieben sind, nachdem sie im Sommer 1914 ihr Werk vollbracht hatten, jetzt aller Papiernot zum Hohn allein von der Frechheit des Berufs in Vollbetrieb gehalten werden und daß ihnen ein Staat, der auf Teilung spielt und vor den Journalisten mehr zittert als der letzte Schmierenkomödiant, dazu Vorschub leistet. Und da das reine Wort nichts dawider vermag, da es den Stoff der Zeit nicht verbrennt, nur selbst abbrennt wie ein Kunstfeuer, so wäre es Selbstverlust, es im Angesicht der fanatischen Verluderung noch leiblich darzubieten. Ich werde damit zurückhalten, solange die unbedeckte Schande dieses Gerichtsurteils mich zu deutlich daran erinnert, in welchem Staat ich spreche, und werde, wenn nicht neue flagrante Schmach mich vor der Drucklegung eines Protests auf den Platz rufen sollte — denn eben das, was mich verstummen macht, zwingt mich auch zur Sprache — mir damit genügen, der Vermittler jener überlieferten geistigen Güter zu sein, die ich besser betreue und wirksamer vertrete als die gesamten Kräfte und Kulturansprüche dieses Bürgertums es vermöchten. Es kommt zu Zeiten der Augenblick, wo das Bewußtsein, in ihnen zu leben, so drückend wird, daß man die Heiterkeit unverzeihlich findet, die damit versöhnen könnte, und es hält schwer, Dinge, die in der Zeit spielen, so darzustellen, als ob man die Gleichzeitigkeit mit Dingen vergessen könnte, die nur den Schrei zulassen und nicht die Sprache. Nicht alle, vor denen ich spreche, verstehen, daß der Spaß, den es ihnen macht, immer eben der ist, den ich nicht verstehe, und welch vermehrte Qual es bedeutet, nicht immer und überall des Ernstes versichert zu sein, den man im Schilde der Satire führt. Aber es sei ihnen gesagt, daß sie in Tagen leben, wo der ehrlose Staat, dessen Bürger zu sein ihnen die Ruhe nicht stört, sich anschickt, das Werk seines Abbaus, der so harmonisch geartet sein

wird wie das Wort, das ihn deckt, statt an seinen Regierenden an jenen zu beginnen, die auf dem Altar des weiteren Vaterlandes etliche Gliedmaßen zurückgelassen haben, also nicht an seinen Ministern, sondern an seinen Invaliden, und daß er es vorzieht, die Milliarden, die er seinen Erpressern schenkt, an seinen knochentuberkulösen Kindern zu ersparen. Und vor allem sei ihnen bedeutet, wie mir zumute ist, wenn ich lese, daß dieser durch und durch ehrlose Staat täglich von neuem Handlungen setzt, durch die er den Anschein zu erwecken sucht, als könnte er noch etwas an Ehre verlieren. Wie er, gegen den Schutz der Republik zu jeder Durchstecherei erbötig, Bitte sehr bitte gleich sagt, um der Habsburgerin den ordnungsgemäß ausgestellten Paß zur verbotenen Rückkehr zu erteilen, aber seine ganze Hausmeisternatur hervorkehrt, um ihn Künstlern zu verweigern, die den zuständigen Mist durch den Begriff einer edlern Theaterfreude revoltieren könnten. Wie er zu seinen bedeutendsten Steuerhinterziehern Küß die Hand Euer Gnaden sagt, für den Betel von 200 Millionen Kronen, mit dem jener Castiglioni sich bei der Kultur vom Strafgericht loskauft; wie dieser Trinkgeldnehmer von einem Staat für das, was ihm über die Grenzen tour und retour geschmuggelt wurde, den Zoll der Hochachtung entrichtet und wie er durch seine Funktionäre, die es noch immer nicht satt haben, in solchem Milieu verbindlich zu sein, seine Journalisten zusammenrufen läßt, um ihnen über die Verwendung des Schandlohns Informationen zu erteilen, weil sich ja die Kunst schon diebisch freut, unter solchem Mäzenatentum aufzublühen: über die Verwendung von 14.000 Friedenskronen, die als eine pietätvolle Ablösungsspende für Steuern und Gefällsstrafen die ältesten Sektionschefs, Wagentürlaufmacher und Kulturbewahrer in Rührung versetzen, von einer Summe, für deren Erwerb sich der Herr Castiglioni weiß Gott weniger

angestrengt hat als ich für den zehnten Teil, welchen ich den durch diesen Mißstaat Verkürzten gespendet habe, ohne dessen Dank anders als in tagtäglicher Verhöhnung meines Wirkens und Wollens zu ernten. Aber die Geister werden wieder wach, wenn die Haifische Zeitungen gründen dürfen, und es ist eine Lust zu leben, da die Castiglionis, vor denen, wenn sie ein Schlachtfeld betreten wollten, Hyänen sich in Leidtragende verwandeln würden, ein augustisch Zeitalter etablieren. Und wenn sich im Triumphzug des Raubes auf der Stätte des Menschenmords, wie es das Zeremoniell der bürgerlichen Welt in jeder Verfassung und Verkleidung verlangt, die Spitzen der Behörden einfinden und diese ganze Lüge von einer Staatshoheit aufmarschiert, so könnte die Pietät des Hasses, die ich diesen Gespenstern bewahre, zwar imstande sein, mich auf die Rede verzichten zu lassen, aber nicht auf das Gelächter!

Glossen

Fundertag

Das fünfzigste Wiegenfest Dr. Friedrich Funders. Anläßlich des 50. Geburtstages des Herausgebers der »Reichspost«, Chefredakteur Dr. Friedrich Funder, langten bei dem Jubilar eine überaus große Anzahl von Glückwunschschreiben hervorragender Persönlichkeiten und aus weiten Kreisen der Bevölkerung ein, darunter viele drahtliche und briefliche Kundgebungen aus dem Ausland, vorzugsweise aus Italien, aus der Tschecho-Slowakei und aus Ungarn und Jugoslawien. Um 8 Uhr abends zog die stramme Musikkapelle des Josefstädter Jugendbundes vor dem Gebäude der Verlagsanstalt »Herold« auf und brachte dem Jubilar ein Ständchen dar. Im Nu hatte sich eine große Menschenmenge in der Strozzigasse angesammelt. Obmann Arzmüller und Stadtverbandsobmann Stein übermittelten dem Jubilar die Glückwünsche der katholischen Jugend Wiens. Vor dem Ständchen hatten sich Vertreter aller Abteilungen der Verlagsanstalt bei Chefredakteur Dr. Funder zur Gratulation eingefunden. Der Redaktionsstab begab sich geschlossen zum Jubilar, den der Obmann des Redaktionsausschusses, Redakteur Otto Howorka, in einer kurzen Ansprache namens der engeren Mitarbeiter beglückwünschte.

Also sich vorzustellen, wie Herr Dr. Funder in der Wiege liegt, würde schon jene Phantasie erfordern, die die Reichspost die orientalische nennt. Leichter und mehr den Wiener Maßen angepaßt ist die Vorstellung, daß sich im Nu eine große Menschenmenge ansammelt, wenn das Verkehrsleben durch ein Ständchen unterbrochen wird, und es beweist weniger für die Popularität des Herrn Funder, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, wie ja auch eine Ansammlung um ein gefallenes Pferd nicht so sehr von der Tierliebe als von der Neugierde der Wiener zeugt, die eben zu jedem Fall oder Ständchen gern ein Umständchen bilden. Also davon Aufhebens zu machen ginge so wenig, wie sie von dem fünfzigsten Wiegenfeste Aufhebens machen, obschon sie die Strozzigasse füllen. Wenn Kralik zum Fundertag ein Wiegenlied gesungen hätte, würde ihnen wahrscheinlich die Neugierde vergehen. Interessant ist eigentlich an der ganzen Angelegenheit — nebst der unbestreitbaren Fülle von Obmännern, welche bei Wiegenfesten etwa die Funktion haben, die bei Geburtstagen den Kommerzial-

täten zufällt — interessant ist, daß sich das Ausland so intensiv eingestellt hat und daß vorzugsweise aus Italien und der Tschechoslowakei, woselbst man die Wirksamkeit Funders in dankbarer Erinnerung hat, Kundgebungen eingelaufen sind. Auch Jugoslawien ließ sich nicht lumpen und daß Ungarn Anteil nimmt, entspricht nur dem primitivsten Gebot der Menschlichkeit. Aber den Vorzug genießen doch Italien und die Tschechoslowakei. Die Katzelmacher können der Reichspost nun einmal nicht vergessen, was sie für sie getan hat, und auch die Tschechen wissen, daß sie ohne sie nicht so bald in den Besitz ihrer Freiheit gelangt wären. Die Nationen bleiben ihr treu von der Wiege Funders bis zum Grabe der Monarchie. Wenn der Jubilar und sein Redaktionsstab, der so lange geschlossen dem Generalstab gefolgt ist, bis er ihn überleben konnte, die überaus große Anzahl von Glückwunschschreiben hervorragender Persönlichkeiten Revue passieren lassen, mögen sie eines schmerzlich vermissen, nämlich von Lammasch, den sie so lange für einen der ihren gehalten hatten und dem es nicht mehr vergönnt sein sollte, die Tage Kraliks und Funders zu erleben. Aber ich kann ihnen nach meiner genauen Kenntnis der Belange versichern, daß sie nichts zu vermissen haben. Lammasch hätte nicht gratuliert. Er hatte seine Korrespondenz mit Herrn Funder endgiltig mit der Erkenntnis abgeschlossen, daß es mindestens bis zur Niederlage nicht möglich sein würde, die Reichspost zu einer menschheitswürdigen Haltung im Kriege zu bestimmen. Über den Fall Lammasch muß sie also jenes Kreuz machen, das ausnahmsweise einen Verlust bezeichnet.

* * *

A Butten voll Geld und a Butten voll Liab' für's Kirchenblatt

Um meine Schritte zum magistratischen Bezirksamt zu fördern — meine Arbeit hat mir noch keinen einzigen ermöglicht und aus der katholischen Religion kann man nur vormittags austreten, während das Eintreten zu jeder Stunde möglich ist —, sendet mir ein Wohlmeinender ein Exemplar des »Wiener Kirchenblattes«, wo gebeten wird »ins Gebet einzuschließen«:

. . . Gelingen eines großen geschäftlichen Vorhabens. — Erlangung eines guten Postens. — Wohnungsangelegenheit K. — . . . Gelingen eines lieben, gefährdeten Vorhabens. — Literarisches Projekt. Um Einschluß aller Kirchenblatt- »Angelegenheiten« bittet die Schriftleitung.

Ich habe nicht solche Angelegenheiten, die man in Anführungszeichen setzen kann, nicht einmal ein literarisches Projekt, würde aber immerhin bitten, mein liebes, gefährdetes Vorhaben, aus der katholischen Kirche auszutreten, ins Gebet einzuschließen. Welcher Art aber die Angelegenheiten des Wiener Kirchenblattes sind und daß es sich offenbar um ein großes geschäftliches Vorhaben handelt, beweist die folgende rührende Notiz, die in der gleichen Nummer zu finden ist:

Kirchenblattabend. In einem stillen Klösterlein war's, als sich die Freunde des Kirchenblattes der Landstraße am 3. Juli trafen, bei den ehrwürdigen Schulschwestern in der Erdbergstraße 70. Nach Einleitungsworten von Msgr. Konsistorialrat Wagner und einer kurzen Ansprache des Schriftleiters lud uns ein liebes kleines Patscherl zum »Schauspiel« ein. Was die Kleinen leisteten, war entzückend. Was sie bei allen Zuhörern auslösten? Vergessen alles Leid, Tränenlachen, eine Reise in unser eigenes Kinderland und am Schluß für's Kirchenblatt a Butten voll Geld. Die liebe Kleine, die uns zum »Schauspiel« geladen, ging mit einer herzigen Butte am Rücken herum und brauchte nicht zu betteln, denn alles erriet, warum sie eine Butte trug. Noch etwas wurde ausgelöst, und das freute uns noch mehr, a Butten voll Liab' für's Kirchenblatt. Herzensbedürfnis des hochwürdigen Monsignore Wagner war es, am Schlusse mit warmen Worten Dank zu sagen der ehrw. Frau Generaloberin und Oberin für die liebe gastliche Aufnahme, der ehrw. Schwester Schulleiterin und der Schwester, welche die kleinen Schauspieler so meisterhaft unterrichtete, und besonders innig Frau Purzner, welche diesen schönen Abend veranstaltete. Dem Schriftleiter will seit dem »Schauspiel« der Gedanke nicht aus dem Sinn: Wie glücklich sind die Eltern, die ihr Liebstes, die Kinder, den stillen Himmelsbräuten anvertrauen können und geborgen wissen, wo doch sonst die Eltern bei den jetzigen grausigen Schulverhältnissen um die Seelen ihrer Kinder zittern müssen und, wenn sie nicht bald wie ein Sturm sich erheben, fürchterliche Dinge erleben werden.

Darum ist es Zeit, den zerstörenden Mächten zuzurufen: Hand von der Butten!

* * *

Preßapostel

Lassen sie die Kleinen als Schauspieler zu sich kommen, wenn es die Unterstützung des ‚Kirchenblatts' gilt, so werden Kinder als sogenannte ‚Preßapostel' dazu verwendet, für den ‚Seraphischen Kinderfreund' Propaganda zu machen. Da ist ein Heft, das den herzigen Vermerk trägt:

Durch den Streik erscheint leider diese Nummer stark verspätet. Wir bitten, es den Kindern nicht entgelten zu lassen.

Daß sie nicht etwa strafweise diesen Satz abschreiben müssen, zu dessen Verbesserung der Streik so viel Zeit gelassen hat. Er konnte aber auf die Dauer auch das Erscheinen einer Nummer nicht verhindern, die als Titelblatt eine Kinderschändung vorführt, nämlich sechs Kinder, welchen Zeitungsblätter an die Brust geheftet sind, und darunter den Text:

Kinder und Presse.

Ein Seelsorger sandte kürzlich dem Liebeswerk eine Ansichtskarte mit obigem, vielsagendem Bilde. Seine Schulkinder haben u. a. eine Presse-Sektion gebildet. Mit Eifer übernehmen sie die verschiedenen Zeitschriften zur Verbreitung in der ausgedehnten Pfarre, sie tragen die Heftchen allmonatlich in die Häuser und nehmen die Geldbeträge unter gewissenhafter Verrechnung entgegen. Die wackeren kleinen Preßapostel halten hier im Bilde die katholischen Jugendschriften in Händen, einige tragen sie, wie einst die Kundschafter die Jericho-Traube, auf einer Stange, alle aber haben die katholische Presse in ihr ganzes Herz mit Liebe eingeschlossen. Ganz recht habt ihr, liebe, junge Preßapostel. Ihr arbeitet an eurer eigenen besseren Zukunft!

Es wird behauptet, daß auch ein rekommandierter Brief an den Magistrat genügt. Ich wills versuchen. Noch zeitsparender wäre freilich eine Exkommunikation.

* * *

Heroenkultus

Zu Ehren christlicher Straßenbahnerjubilare. Eine wohlgelungene Jubiläumsfeier veranstaltete Samstag, den 4. d. beim Kadrmann im Prater die Ortsgruppe Vorgarten der Gewerkschaft christlicher Straßenbahner zu Ehren ihrer Kollegen Pleiner, Braun, Hruby, Schönecker, Werner, Dommental, Jankowitsch, Leitgeb, Minarik

und Schrenk. Gegen 3000 Gäste hatten sich eingefunden Unter diesen bemerkte man Minister a. D. Doktor Ramek, die Nationalräte Haider, Dr. Mataja und Volker, Gemeinderätin Wielsch, die Gemeinderäte Holaubek, Jung und Körber, Bezirksvorsteherstellvertreter Ludikowsky, die Bezirksräte Sektionsleiter Lehninger, Schröder und Trak, Generalsekretär Dr. Krogner, die Pfarrer Leeb von St. Johann II. und P. Schuhmacher von Donaustadt, Oberbezirksarzt Dr. Wielsch u. v. a.

Aber nicht diese sind, wie man aus dem Sperrdruck der Reichspost auf den ersten Blick schließen möchte, die Gefeierten, sondern eben Pleiner, Braun, Hruby, Schönecker, Werner, Dommental, Jankowitsch, Leitgeb, Minarik und Schrenk. Jene wären ja tatsächlich nicht imstande, einen Motorwagen zu führen. Dagegen diese mehr als das:

Generalsekretär Dr. Krogner hielt die Festrede, der er als Motto die Worte Richard Wagners zugrunde legte: »Ehret eure großen Meister, dann bannt ihr gute Geister!« Auch die heutigen Jubilare seien Meister gewesen, Meister in treuer Pflichterfüllung. Meister offenen christlichen Bekennertums, Meister, die der heutigen Jugend als mustergültige Vorbilder dienen können.

* * *

Bravo Wowes!

Die Reichspost ist doch scharfsinniger als man geglaubt hätte und geradezu das Organ des intelligenten Kerls von Wien. Sie polemisiert gegen die Neue Freie Presse wie folgt:

Sie spricht dann von »Beschränkungen«, die das Amt des Rektors diesem auferlege und gibt als eine dieser Beschränkungen die an, daß ein Rektor nicht »als antisemitischer Parteimann auftreten« dürfe. Folgt aus einer solchen Aufstellung nicht das Recht zur Forderung, daß ein Jude nicht als Rektor auftreten dürfe?

No eigentlich nicht. Nicht einmal zu der Forderung, daß ein Rektor nicht als Jude auftreten dürfe. Er darf es ebenso, wie er als Christ auftreten darf. Aber ich habe ja den Gedankengang unterbrochen und wie sagt doch Wowes, gewiß ein Reichspostleser, dieser »gefinkelte Kampl«, dem sie beim Liebesmahl (in der letzten Szene) schon nach der ersten Strophe applaudieren: »Is noch nicht aus!«

Wenn schon das Amt »Beschränkungen« auferlegt, warum sollte es den Semitismus nicht mindestens ebenso beschränken, als den Antisemitismus?

Ja, das ist allerdings schlagend. Bravo Wowes! »Der unterhaltet eine ganze Gesellschaft.« Wie entwirrt sich durch die Einführung des Begriffes »Semitismus« das ehedem Verworrene! Denn Antisemitismus ist vorweg etwas Positives, sei es das Bekenntnis zum Christentum, sei es das Bewußtsein arischer Abstammung. Wenn aber nicht und wenn er vielleicht doch ein Angriffsprogramm wäre, nun, so hätte er doch mindestens das gleiche Recht wie die jüdische Abstammung, denn diese ist doch gewiß etwas Negatives, nämlich ein Angriff auf das Christentum, beziehungsweise Ariertum. Die Juden sind nicht allein Semiten, sondern sie treiben auch Semitismus. Was ist aber Semitismus? Semitismus ist nicht allein, wie schon aus dem Wort selbst hervorgeht, die Bekämpfung des Antisemitismus, sondern auch die Bekämpfung des Christentums, des Ariertums. (Wiederhole das Gesagte!) Jetzt ist es klar, daß wenn ein Jude als Rektor auftritt, damit auch der Rektor als Jude auftritt, und was das bedeutet, wissen wir. Der jüdische Rektor ist ein Semit, er treibt als solcher Semitismus, er würde infolgedessen selbstverständlich coram publico seinem Bedauern Ausdruck geben, daß in der Wissenschaft vorläufig noch die Befähigung und nicht die jüdische Abstammung maßgebend sei, und den Wunsch aussprechen, daß die Bodenständigen zum Lehramt nicht zugelassen werden, sondern ausschließlich die Landfremden. Wenn man das noch klarer machen müßte als es eh schon ist, könnte man sagen, der Fall liege etwa so, wie wenn sich ein Jagdklub und ein Verein von Hirschen gegenüberständen. Die Hirsche machen ihr Recht am Leben geltend und wollen, welchen Schaden immer sie sonst anrichten mögen, nicht geschossen werden, und wenn es sich gar um die Vertretung der Humanität handelt, so halten sie sich dazu für ebenso berufen wie einen Jäger, dem es wenigstens an solcher Stelle nicht zieme, einer zu sein. So, sagt die Jagdzeitung, wenn schon das Amt Beschränkungen auferlegen soll, warum sollte es das Hirschsein, das ja den Jäger bedroht, nicht mindestens ebenso beschränken wie das Jägersein? Findet man aber in die Wirklichkeit zurück,

so mag man immerhin zugeben, daß der Semitismus sich schon darum eine gewisse Beschränkung gefallen lassen kann, weil ja der Antisemitismus ohnedies beschränkt genug ist.

* * *

Jargon

meint man, sei, wenn einer von »Tam« spricht. Falsch. Ich spreche davon, wenn der Leitartikel über die Rede eines sozialistischen Abgeordneten mit dem hochdeutschen Satz beginnt:

Wien, 6. November.

Die Feststellung einer Begabung ist das einfachste Gebot der Gerechtigkeit.

Das ist Jargon. Denn da ist die Hand im Spiele, da wackelt ein Kopf und die Kandelaber zittern vor Ehrfurcht, weil jenner »eine Begabung« feststellt. Aber was gar vorgeht, wenn der Titel über einem Leitartikel gegen die Sozialdemokraten, wo nur ganz zum Schluß ein leises Grollen gegen den Bundeskanzler vernehmbar wird, weil er von der christlichen, bodenständigen Bevölkerung gesprochen hat, das ist der Dank — wenn also der Untertitel, nicht der Haupttitel, nein nur der Untertitel lautet:

Fehler auf beiden Seiten.

— also was da für eine Pantomime sich in vier scheinbar hochdeutschen Worten abspielt, das ist gar nicht zu sagen!

* * *

Subtilitäten

Gar zu s u b t i l waren freilich Ziehrer zufolge die musikalischen Neigungen des Kronprinzen keineswegs. Sie verstiegen sich höchstens bis zu dem K r a k a u e r s c h e n »Das hat ka Goethe gschrieben, das hat ka Schiller dicht't« oder bis zu dem Walzer »Das waß nur a Weana, a weanerisches Bluat«.

Darin hat sich jedenfalls der Kronprinz von dem Schmock unterschieden, der es mit einem Fremdwort nicht so subtil nimmt und es leicht mit sublim verwechselt (es ist der akademisch graduierte Obolus-Satiriker, der kürzlich auch von einer

Persönlichkeit eigenster »Fraktur« sprach, was entweder Kanzleischrift oder Beinbruch bedeutet), darin also hat sich der Kronprinz doch unterschieden, daß er wenigstens wußte, daß das Lied »Das hat ka Goethe gschrieben« auch ka Krakauer komponiert hat, sondern vielmehr a Wiesberg. (Er wird sagen, damit muß man es nicht so sublim nehmen, und »subtil« heißt auch »fein«. Wohl, aber nur im Sinne einer feinen Spitze, deren sein Witz entbehrt.) Immerhin wäre aber doch festgestellt, daß selbst der fortschrittlichste Habsburger eher gewußt hat, was ka Goethe gschriebn und ka Schiller dicht't hat — denn das waß a Weana, a weanerisches Bluat —, als was Goethe geschrieben und Schiller gedichtet hat. Aber das sind sublime Unterschiede, auf die es schließlich nicht ankommt.

* * *

Gracchi de sensatione querentes

Der Reporterskandal in Doorn.
Intimes von den Hochzeitstagen.

Doorn, 7. November.

Obgleich Exkaiser Wilhelm gewünscht hatte, daß seine Hochzeit mit der Prinzessin Hermine von Reuß als Privatangelegenheit betrachtet werde und möglist wenig die Öffentlichkeit beschäftigen solle, hatte die auf Skandal und geschmacklose Sensation eingestellte Presse, zu der hauptsächlich »Daily Mail«, »New York Times«, »Matin«, »Soir« und der im gleichen Kielwasser schwimmende Amsterdamer »Telegraaf« gehört, ihren Reportern Prämien ausgesetzt, um der »Welt« von den »geheimen Vorgängen im Hause zu Doorn« Kenntnis zu vermitteln.

Die Skandalreporter schlugen am Samstag ihr Hauptquartier in dem kleinen Gasthof Hotel Papst auf. — — Sie wollten ein Flugzeug holen, mitten im Park landen. Alles um der Sensation willen. Was wollten sie nicht alles? Sie zogen durchs Dorf, boten den Einwohnern, die mit begreiflichem Gruseln diese »Herren von der Weltpresse« anrücken sahen, Geld — viele Dollars und schöne englische Pfunde —, damit die Wissenden etwas von ihren grandiosen Geheimnissen preisgeben. — — Wie eine Bande, die auf Raub ausgeht, zogen sie durch Doorn, Ede, Maarn, Amerongen. Sie fahndeten nach »Geheimnissen«. Die Türen wurden ihnen vor der Nase zugeschlagen. — —

Am nächsten Morgen, dem Hochzeitstage, marschierte der Trupp — es waren inzwischen dreihundert Reporter geworden — hinaus zum Hause von Doorn. — — Inzwischen veranstalteten die Reporter Sturmangriffe ohne Erfolg, gruben Stollen, um unterirdisch ans Ziel ihrer Sehnsucht zu gelangen, gerieten bis zur Hälfte ihrer Schleichwege und sahen sich plötzlich einem Wächter gegenüber, der lächelnd zum Abmarsch einlud. Andere probierten Sprünge über die Hecke. Wie ertappte Diebe zogen sie ab, als man sie auf die Unzulässigkeit solcher »Reportage« aufmerksam machte. — —

Unmittelbar nach Abfahrt der Hochzeitsgäste zog das Reporteraufgebot ab. Ein Strom von Depeschen ergoß sich aus Utrecht und Arnhem, wo die Drahtverbindungen besser sind, über die ganze Welt. Das »Ereignis« war vorüber. An den Skandal werden die Bewohner des Dörfchens Doorn, die jetzt wissen, wie die »Weltpresse« aussieht, noch lange denken.

So das Neue Wiener Journal, das sich durch diesen Bericht schadlos halten will, das bißchen Skandal, dessen es aus Doorn habhaft werden konnte, gebracht hat, und dessen Schere Überstunden gemacht hätte, wäre ihr das Glück zuteil geworden, auch ein Exemplar von »Daily Mail«, »New York Times«, »Matin«, »Soir« oder »Telegraaf« zu erwischen.

* * *

Pazifisten

Über den Herrn Czernin, den Abgott der Inneren Stadt, dessen Abgott wieder der Armeniermörder Talaat war, hat der Erzherzog Joseph, der als Feldherr seine Armee im Maschinengewehrfeuer besiegt hat, im Karolyi-Prozeß ausgesagt, er sei stets einer der eifrigsten Pazifisten gewesen. Von einem unserer Mitarbeiter, der Gelegenheit hatte, befragt, bestätigt es der Czernin ausdrücklich, nämlich daß er einer der eifrigsten gewesen sei (wiewohl doch eine längere Dauer des Weltkrieges das Betätigungsfeld seines Freundes Talaat erweitert hätte), nicht ohne diese Gelegenheit zu einer Gemeinheit gegen den von Schuften verfolgten Karolyi zu benützen. Jedenfalls ist der Pazifist der Czernin, und von jenem Joseph wird nur im Revanche-

WIEN STADTBIBLIOTHEK

verfahren gesagt, daß er ein »ausgezeichneter Soldat« gewesen sei und sich »als gemäßigter Politiker den Ausführungen des Czernin niemals verschlossen« habe, ohne daß freilich von dem, was er selbst ausgeführt hat, die Rede wäre. Infolgedessen in daumendicken Lettern die Überschrift:

Erzherzog Joseph als Pazifist.

Das setzt sich nun in den Gehirnen fest und fortan wird der Entschluß, frierenden Soldaten mit Maschinengewehrfeuer warm zu machen (worüber der bekannte Pazifist Boroevic anerkennend berichtet hat) und todmüden, die aus Furcht vor dem Erfrieren nicht einschlafen wollten, zum Schlaf zu verhelfen, schon als die erste pazifistische Regung eines gemäßigten Politikers gewürdigt sein.

* * *

Weil sich das heute so gehört

(Die Cocktails der Diplomaten.) Die Konferenz von Lausanne, die etwas unwirsch begonnen hatte, wird sicherlich jetzt in ein friedlicheres Fahrwasser gleiten, denn an dem Konferenzort ist eine Persönlichkeit eingetroffen, die die Gabe besitzt, die Gemüter der Diplomaten zu besänftigen. Es ist Mademoiselle Lorly von der Bar des Hotel Victoria in Genf, die sich rühmt, mehr Diplomaten durch Cocktails gelabt zu haben, als irgend jemand sonst in der Welt. In Genf ist Mademoiselle Lorly eine äußerst populäre Persönlichkeit, und keiner von den Größen des Völkerbundes versäumt es, während der Sitzungen zu ihr zu kommen und sich durch ihre Meisterwerke erquicken zu lassen. Die junge Dame, die, weil sich das heute so gehört, im Flugzeug von Genf nach Lausanne gekommen ist, ist übrigens, wie ihre Bilder beweisen, wirklich keine unerfreuliche Erscheinung.

Und die Völker zögern noch immer, diesem Gesindel (inklusive der dazu schäkernden Publizistik) etwas zu mixen?

* * *

Der Auftrag

Richter zum Angeklagten: Sie scheinen ja das reine Ebenbild des Schalanter im »Vierten Gebot« zu sein. Vater und Sohn, die gemeinsam sich dem Trunke ergeben. — Der Richter verurteilte den

Vater zu vierzehn Tagen strengen Arrestes bedingt und trug ihm auf, sich des Trinkens zu enthalten. Ferner trug er ihm auf, lieber von dem Gelde, das er sich vom Trinken abspare, sich einmal das »Vierte Gebot« anzusehen, damit er aus dem Vorbilde, dem Schalanter, ersehe, wohin dieses Treiben von Vater und Sohn führen kann.

Seitdem stehen Vater und Sohn vor dem Deutschen Volkstheater und warten, bis das »Vierte Gebot« gegeben wird, schon jetzt geläutert und entschlossen, fortan nur mehr tief ins Opernglas zu gucken.

* * *

Der Ausgleich

Das Ehepaar Turek hatte schon wiederholt gehört, daß die über ihm wohnende Frau Draschinsky ihr fünfjähriges Mäderl schlug, so daß das Kind laut weinte. Am 9. Oktober um 1/2 10 Uhr nachts hörten die Turek und ihr bei ihnen wohnender Neffe, der Industrieangestellte Karl Rogel, wieder lautes Geschrei. Das Kind rief: »Ich bitte, Mama, nicht mehr hauen, es ist schon genug!« Die Turek klopften zuerst an die Zimmerdecke; da dies nichts nützte, ging Rogel hinauf, läutete bei Draschinsky an und forderte die Frau auf, das Kind nicht zu mißhandeln, da er sonst die Anzeige erstatten werde. Doch diese antwortete: »Schaun Sie, daß Sie weiter kommen, Sie blöder Kerl, sonst schütte ich Sie an.« Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, bei dem Frau Draschinsky noch gesagt haben soll, sie werde »die Turek-Bagage ausheben lassen«. Infolgedessen gegenseitige Ehrenbeleidigungsklage beim Bezirksgericht Margareten. Der Richter Landesgerichtsrat Dr. Etz suchte einen Ausgleich zustande zu bringen. Doch Frau Draschinsky wollte zunächst nichts davon wissen, da sie empört war, daß Rogel sich »in ihre Familienangelegenheiten eingemischt« habe. — Richter: Wenn ein Kind mißhandelt wird, so geht das jedermann an. — Schließlich zogen doch beide Teile ihre Klagen zurück.

Und das Kind?

* * *

Saturnalien

* Mary Wigman, die gefeiertste und genialste Tänzerin der Gegenwart, tanzt Donnerstag, den 14. d., 9 Uhr abends in den Salons Ellie Lafite (Schottengasse Nr. 3a, Telephon Nr. 67953) vor geladener Presse und Kunstfreunden. Anmeldungen dortselbst.

* Über Mary Wigman schreibt Professor Oskar Bie unter anderm: . . . Dämonische, gewaltige Darbietungen von einer großartigen Disposition heidnischer antiker Tempel- und Opfer-

vorstellungen im Kostüm, bald rot wallend, bald fast nackt. Sie ist unheimlich schön. »B. Z. am Mittag«: Gegrüßt sei Mary Wigman, die Einsame. Die sich brennend in den Tanz wirft, schleudert, sich von ihm einhüllen läßt, als breite er um sie wie lindernde Kühlung, als brächte er inneren Wunden Heilung . . . +

Der Gruß in die Einsamkeit ist also kostspielig, der in die Salons scheint gratis zu sein. Als Anita Berber — mit ihrem Partner Droste — Tänze des Grauens, des Lasters und der Ekstase aufführte, stand Wien, soweit dies möglich war, auf dem Kopf, Korybanten und schönheitstrunkene Tschuppiks wälzten sich auf den Stufen zum großen Konzerthaussaal, dessen Ausverkauf als ein Zeichen der Konsolidierung nach dem Zusammenbruch empfunden wurde, man fühlte sich beschenkt, und wenn das ursprüngliche Vorhaben, Tänze der Wollust zu bieten, nicht unterblieben wäre, weil die Polizei im letzten Moment die Wollust, die doch nach ihrer Ansicht ein Laster ist, zu eben diesem abgeschwächt hatte, so wäre des Taumels kein Ende gewesen, der jetzt an dem Dilemma zerschellt ist, daß die Andächtigen, die der Offenbarung beigewohnt hatten, als der königliche Brokatmantel von den Schultern fiel, und die sich beschenkt fühlten, nunmehr nicht wußten, ob sie ihr Interesse mehr dem Vollkommenen Anita Berbers oder dem Kontraktbruch zuwenden sollten. Inzwischen wird sich ja nebst der zivilrechtlichen Seite entschieden haben, ob Mary Wigman würdig ist, sich brennend in die Bresche zu schleudern. Wiewohl sie nach Bie, einem Eingeweihten, nichts geringeres als dämonische, gewaltige Darbietungen von einer großartigen Disposition heidnischer und antiker Tempel- und Opfervorstellungen im Kostüm vermag, bald rot wallend, so ist sie doch bald nur fast nackt, also es scheint nicht das Richtige zu sein. Dagegen dürfte der psychische Gehalt noch stärker sein, denn wir erfahren — und schon verglühen die Opferfeuer des goldenen Zeitalters und richtunggebend ersteht am Horizont das Zeichen des Kreuzes —, daß sich das Folgende tun wird:

* Mary Wigmans Tanzschöpfungen im großen Konzerthaussaale, Samstag, den 16. d., 10 Uhr abends. Tänze des Schweigens und der Klage, des Dämons und der Nacht. . . . Nach Schluß Straßenbahnverkehr. +

* * *

Kulturbund

Die geistig Vornehmen Wiens finden sich gern in den kleinen Zirkeln privater Salons zusammen. Vielleicht nirgends wie in Wien gibt es so viele mit edelstem, oft geradezu unrealem Hausrat eingerichtete Wohnungen, durch die dennoch warme und herzerfreuende Gemütlichkeit strömt. Gräfin Alice Hoyos, die geistig hochstehende Frau von bezwingender Liebenswürdigkeit, besitzt ein solches Heim und sie öffnet es gern ausgewählten Persönlichkeiten, mit deren Gedanken und Anschauungen sie harmoniert. In ihren Räumen schien der »Kulturbund«, dessen Mitglieder kürzlich ihre Gäste waren, erst am Platze. Zimmer voll geschnitzter Möbel, köstliches altes Porzellan in den Schränken, auf einer Etagere —

Kusch!

. . . wundervolle Gemälde alter und neuer Meister an den Wänden, lassen den Aufenthalt hier zum Vergnügen werden. Am schönsten aber ist der vierfenstrige Salon mit den leuchtendroten Tapeten, den schweren Damastvorhängen —

Kusch!

. . . und die unzähligen großen und kleinen Dinge, die einen künstlerisch ausgestatteten Raum erst angenehm und behaglich erscheinen lassen. Auch über Menschen, deren äußere Erscheinung sich wie mit ausgesuchter Vollendung in diesen Rahmen fügt. Da lehnt der große, schlanke Prinz Johannes Liechtenstein an der Wand, eifrig in ein Gespräch mit dem eleganten Sohn des Hauses vertieft, Franz Hohenlohe scherzt mit dessen Gattin, seine temperamentvolle Frau, eine geborene Komtesse Batthyany, hat das literarische Jungwien, Franz Theodor Csokor, Kurt Frieberger, Friedl Schreyvogel, um sich versammelt, die Hausfrau plaudert bald mit dem Gouverneur Sieghart, bald mit Hofrat Schubert, mit dem Präsidenten des »Kulturbunds«, für jeden der Anwesenden ein freundliches Wort bereithaltend und zwischendurch noch Zeit für einen Blick auf den Teetisch findend, den Dienerschaft mit nervenberuhigender Geräuschlosigkeit und Exaktheit vorbereitet hat.

Ich glaube es richtig auseinanderzuhalten, daß, während der Liechtenstein in ein Gespräch mit dem eleganten Sohn des Hauses vertieft ist und zwar eifrig, der Hohenlohe inzwischen mit dessen Gattin scherzt, wobei es aber sehr schwer ist, festzustellen, ob es die Gattin des Liechtenstein oder die des eleganten Sohnes ist, während absolut sicher ist, daß sich

seine temperamentvolle Frau, nämlich die des Hohenlohe, nämlich der wo sie eine Batthyany ist, von Csokor umgeben läßt, und da weiß ich nicht, ob ich mehr sie oder die Hausfrau beneiden soll, die inzwischen bald mit Sieghart plaudert, der selbstredend im Kreise der Kultur nicht fehlen darf, bald mit Schubert, bald mit dem Präsidenten des Kulturbunds. Und man würdige die Geistesgegenwart, dazu für jeden der Anwesenden ein freundliches Wort bereitzuhalten, nein mehr, zwischendurch auch noch Zeit für einen Blick auf den Teetisch zu finden, mit dessen Vorbereitung Dienerschaft ihrerseits wieder die Nerven beruhigt. Und damit nicht genug:

Im richtigen Augenblick dirigiert sie ihre Gäste in den Salon, den Darbietungen moderner Kunst zu lauschen.

Csokor spricht die einführenden Worte und weiß Kluges und Schönes über alte sowie moderne Lyrik zu sagen. Wenngleich nur in Vertretung des Karlheinz Martin (Anm. f. d. Setzer: Vornamen nicht trennen!)

den schwere Heiserkeit dazu verurteilt, nur Zuhörer statt ausübender Künstler zu sein.

Pech. Doch was geschieht dann?

Dann liest Roma Bahn, die schlanke, blonde Berlinerin mit dem unentwegten Gesichtsausdruck und dem sonoren, metallenen Organ. . . Franz Werfel, Albert Ehrenstein . . bestreiten das Programm.

Ich auch. Denn wo Batthyany und Csokor, Hohenlohe und Werfel und insbesondere Liechtenstein und Ehrenstein sich paarten, da gibt es den folgenden Klang:

Hypermoderne Gedichte, reimlos oft, Wortgemälde, die den Sinn in sich tragen, bei denen das Wort nicht Diener eines überragenden, verbindenden Gedankens ist, dann wieder gedankenschwere Bruchstücke von Sätzen entfallen wie Hammerschläge den Lippen der Vorleserin, die niemals am Ende eines Gedichtes die Stimme senkt, damit den Schlußpunkt förmlich wegnehmend und der Phantasie des Zuhörers das Ausspinnen einer Fortsetzung überlassend, bis der eherne Gleichklang der Frauenstimme nach leisem Blättern in schöngebundenen Büchern mit dem Vortrag des nächsten Gedichtes den Faden zerreißt und wieder Aufmerksamkeit für sich erzwingt.

Das alles leistet die Roma Bahn, die immer einen Gesichtsausdruck hat.

Man sollte denken, daß Lyrik der Modernsten den stilgemäßen Rahmen erfordert, etwa kubistische Umgebung, wie sie bei Werfels »Spiegelmensch« im Burgtheater zu sehen war; aber da begibt sich das Wunder, die edle Sprache auch in moderner Form zwischen rotem Damast und alten Möbeln am rechten Platz zu fühlen. Karlheinz Martin, der Regisseur, hat ganz richtig herausgefunden, daß Kulturwerke in alten und neuen Kleidern gut nebeneinander, ja miteinander gehen können. Kultur ist das Gemeinsame zwischen Aristokraten, Künstlern und Gelehrten, sie ist das Verbindende, das sich von den alten Kunstwerken zu den Schöpfungen moderner Meister schlingt.

Und wem hat sie es zu verdanken, daß sie wieder verbinden und sich schlingen darf? Wem anders als dem Präsidenten, mit dem die Hausfrau geplaudert hat, jenem Prinzen Rohan, der ein Idealist ist und, von der Hoffnung beseelt, den Jockeiklub abzubauen und mit Hilfe des Neuen Wiener Journals in einen Kulturbund auszugestalten, nur noch den Robert Müller rennen läßt.

In den ruhevollen Wiener Häusern, wo sie ungekränkt, fern von dem Lärm und Toben derer, die sie nicht kennen, noch immer in unzerstörter Schönheit herrscht,

Wer? No die Kultur, was fragen Sie!

stehen die Grundfesten einer Zukunft

auf einer Etagere, zwischen geschnitzten Möbeln, köstlichem alten Porzellan und schweren Damastvorhängen. Also einer Zukunft,

die nicht auf Trümmern aufbaut, sondern Edles fortentwickelt. Das wurde an dem »Kulturbund«-Abend im Heim der Gräfin Hoyos, wo alte und neue Kultur so wundervoll aufeinander abgestimmt war, mit unabweisbarer Gewißheit offenbar.

Und ich der Landgraf komm zu so was nicht!

* * *

Einstellung und Auswirkung
oder
Wie macht man das?

Wie sich der Prinz Karl Anton Rohan die Rettung Europas vorstellt, erfährt man aus dem Neuen Wiener Journal, dem man schon die Sanierung Österreichs zu verdanken hat. Er hat es aber speziell auf die Rettung Deutschlands abgesehen und da ist er auf dem besten Wege. Mindestens traut er sichs zu, die Situation zu überblicken und zu klären:

Es scheint Frevel zu sein, in so beschränktem Rahmen ein Bild geben zu wollen von diesem kreisenden Krater: Deutschland. Gelänge es aber, aus diesem wüsten Gewirre sich durchkreuzender Komponenten die reale Resultierende herauszuholen, so wäre dieser Frevel berechtigt.

Natürlich gelingt es. Rohan hat das Mittel. Es ist der Stein der Weisen, den er von Darmstadt mitgebracht hat. Er ist zu Füßen Keyserlings gesessen, der bekanntlich dort die Schule der Weisheit errichtet hat, und da ich alles niederreiße, so werde ich auch sie stürzen, mindestens aber schwänzen. Mir genügt, was Rohan getrost nachhause getragen hat, damit wir es schwarz auf weiß besitzen. Keyserling hält es mit dem »Geist der Mitte«. Was ist der Geist der Mitte? Kein verwaschener Liberalismus, »sondern eine durch Verbindung der Gegensätze entstehende Höchstspannung«. Also wie macht man das?

Nicht Harmonie als Resultat des Kompromisses sei anzustreben, denn dies bedeute Tod als kristallisiertes Fertigsein, das schöpferischen Akt unmöglich mache, sondern Spannung der Gegensätze zu höherem Niveau und neuem, vollerem, stärkerem Rhythmus sei das allein mögliche Ziel westlicher Kultur. Das etwa waren, das Wesentlichste herausgegriffen, die Grundtöne, die Keyserling in seinen beiden Vorträgen anschlug, mit denen er die Tagung einleitete und schloß.

Wenn ich Kurt Wolff wäre oder Rowohlt oder beide, engagierte ich Rohan oder Keyserling sofort für die Abfassung der Waschzettel oder beide. Sie haben Spannung und Niveau, sie haben die und das Resultierende, sie haben vor allem den »Rhythmus«, der heute unerläßlich ist. Wir erfahren jedoch auch, daß in allen Vorträgen aller acht Vortragenden »die Grundmelodie durchklang«, daß aber speziell Keyserling ein Musiker ist:

Die heurige Herbsttagung war ein **geniales** Meisterstück des Geistesdirigenten Keyserling. Er hatte sein Orchester so abgestimmt, daß gerade durch die Spannung zwischen den stärksten Gegensätzen die Melodie, der Rhythmus so herrlich und ergreifend hervorbrach. Am eindrucksvollsten wirkten, abgesehen von Keyserling selbst sowohl der scharfen Kontrapunktierung als auch des höchsten inneren Niveaus wegen Major Muff und der Berliner Rabbiner Dr. Baeck. Man überlege: ein hoher deutscher Militär und ein geistlicher Führer des Judentums sprechen jeder ganz aus dem persönlichsten Gebiet heraus und es resultiert nicht nur keine Dissonanz, sondern der wunderbarste Kontrapunkt.

Es ist der Kultur eigentümlich, daß sie verbindet, daß sie das Strenge mit dem Zarten, den Major mit dem Rabbiner paart und daß es infolgedessen einen guten Klang gibt, namentlich wenn der Sänger mit dem König und der Literat mit dem Prinzen geht. Drum prüfe wer sich ewig bindet. Wer aber die Prüfung in der Schule der Weisheit bestehen will, wird es just auch nicht leicht haben. Vor allem hätte er es schon schwer zu erfahren, was in der Schule der Weisheit gelehrt wird, und da ein Narr wie ich mehr fragt als ein Weiser wie Keyserling beantworten kann, so hat ein Prinz wie Rohan keinen leichten Stand:

Was im einzelnen gesagt wurde, soll hier unerwähnt bleiben, denn die Schule der Weisheit meint ja niemals Wissen, sondern immer Einstellung. Eines kann jedoch nicht laut genug betont werden: Die Schule der Weisheit ist in der heurigen Tagung eigentlich erst geboren worden. Jetzt steht sie auf Mauern, die kein Zynismus und keine Zweifelsucht europäischer Destruktionslust mehr wanken machen können.

Das geht gegen mich, mit dem Schulstürzen wirds also nichts sein. Die Schule der Weisheit ist errichtet.

Damit hat Deutschland, auf dessen Geist alle jene hoffen, die an Europa und seine Entwicklung glauben, den ersten wesentlichen Schritt zum geistigen Aufbau getan, ebenso wie es im Stinnes-Abkommen den ersten zum wirtschaftlichen getan zu haben scheint.

Laßt uns das Beste hoffen.

Wenn auch Kunst, Literatur, Journalistik und Staatskunst vorläufig noch richtungsloses Chaos zeigen, so gibt es eben doch schon eine ganze Reihe jener Menschen »der Mitte«, die mit eisernem Willen daran gehen, dies Chaos zu einem Kosmos zu gestalten.

Das kann Waschzettel von ungeahnter Pracht geben.

Und daß dieses sich zu einem in jeder Beziehung zwar auf Gegensätzen gespannten, aber in höherer Ebene geeinigten, verbundenen Europa entwickeln wird und muß, das weiß Deutschlands »Geist der Mitte« vielleicht besser, als man es in andern Ländern weiß, und deshalb werden wohl diejenigen recht behalten, die behaupten, daß der deutsche Geist den Grundton der künftigen europäischen Kulturentwicklung zu geben habe. Ich jedenfalls glaube das seit dem Erlebnis in Darmstadt fester denn je.

Wenn man nun fragen wollte, wie sich das alles ins Leben umsetzen wird, so würde man es zwar nicht erfahren, da die Schule der Weisheit ja niemals Wissen, sondern immer »Einstellung« meint. Doch wenn man nur diese hat, so folgt die »Auswirkung« auf dem Fuße. Zwischen der Einstellung und der Auswirkung liegt die ganze Kultur, ihre Beziehung zum Aufbau und zu allem, was mit Reparationslasten, Valutakatastrophen und dergleichen zusammenhängt, liegt auf der Hand und wenn gute Reden die Arbeit begleiten, so fließen wenigstens sie munter fort. Wie immer die Kultur aussehen mag — und es schiene Frevel, in so beschränktem Rahmen ein Bild von ihr geben zu wollen —, ein Anfang wäre gemacht und wenn sich noch ein Empfangsabend bei der Gräfin Hoyos anschließt, so sind die Grundfesten gegen jede Zweifelsucht gesichert.

Phantome

(Mit einer Beilage: Zeichnungen von Chr. Dark)

Ein Schauspiel für Götter bildet, was herauskommt, wenn man den Versuch unternimmt, sich die Clichés und Verkürzungen der Literarhistoriker wieder in lebendiges Geschehen aufgelöst vorzustellen und nun dieses mit der Wirklichkeit, soweit sie einem bewußt oder doch fühlbar ist, zu konfrontieren. In den »Verlautbarungen der ‚Urania'« war durch die folgende Notiz auf sechs Vorträge über »die österreichische Moderne (1890—1920)« aufmerksam gemacht worden:

Im Laufe der Siebzigerjahre setzt in Deutschland wie in Österreich eine Opposition gegen die Herrschaft des liberalen Großbürgertums ein, die seine politische Machtstellung erschüttert und in den Achtzigerjahren zur Literaturrevolution in Deutschland führt. 1890 begründet Hermann Bahr die österreichische Moderne in Anlehnung an M. Barrès, 1893 Richard von Kralik eine katholische Moderne; auf den Wiener Theatern gewinnt die Richtung Brahm's allmählich die Oberhand. Die Sezession erweckt neues Interesse für die bildenden Künste und das Kunstgewerbe. Gegenüber dem Kunst- und Literaturtreiben in Wien erheben die Provinzen die Forderung nach einer »Heimatskunst« (1899). Bahr nimmt dieses Schlagwort auf, findet aber jetzt in Wien selbst Widerspruch und Gegnerschaft, namentlich bei Karl Kraus. Indessen hat sich die Moderne die Theater erobert. Reinhardt sucht den Ausgleich zwischen dem hohen Stil des alten Burgtheaters und dem Realismus Brahm's. Man macht Versuche mit der Stilbühne. Die Literaturbewegung im katholischen Lager führt zur Gründung des Gralbundes unter Kraliks Einfluß (1905). Bahr rechnet mit Wien ab und verläßt es (1906/08). Von der Sezession löst sich die Klimt-Gruppe ab, die 1908 die Kunstschau veranstaltet. Die Moderne, welche jetzt die Theater, den Büchermarkt und die Kritik beherrscht, kommt zum Genuß ihres Sieges. Gegen diese Verbürgerlichung der Moderne erhebt sich um 1910 eine neue Opposition, deren Führer in Österreich Karl Kraus ist. Der Weltkrieg scheint zunächst die neue ästhetische Revolution aufzuhalten, tatsächlich leistet ihr seine lange Dauer den größten Vorschub; sie setzt sich beim Zusammenbruch in

eine politische Revolution um, die aber ihr Ziel nicht erreicht und die man jetzt wohl schon als abgelaufen betrachten darf. Die ästhetische Revolution dauert dagegen noch an. Das Streben der Zeit nach höchster Kunst scheint aber noch nicht den großen Künstler der Zeit hervorgebracht zu haben.

Abonnement für sämtliche sechs Vorträge K 6000. Einzelvorträge K 1000. Keine Ermäßigung.

Abgesehen von dem Spürsinn des Literarhistorikers, dem der Weltkrieg nichts vormachen konnte, indem dieser so tat, als ob er die neue ästhetische Revolution aufhalten wollte, um ihr in Wahrheit den größten Vorschub zu leisten, und welcher auch gemerkt hat, wie sie sich in eine politische Revolution umsetzte, die pünktlich abgelaufen ist, während jene noch andauert — abgesehen davon hat er auch in der Vorkriegszeit schon allenthalben eine Bewegung gespürt, die in seiner Darstellung förmlich als Straßenrummel bemerkbar wird. Es ist einfach verblüffend, wie viel Leben die Entwicklungsclichés enthalten, und ging es in Wien drunter und drüber, so war doch auch die Eindringlichkeit nicht zu verkennen, mit der die Provinzen die Forderung nach einer Heimatskunst erhoben. Daß Bahr, ein Hans Dampf in allen Gassen der Entwicklung, die größte Rolle dabei spielte und das Schlagwort aufnahm, wie wenns nichts gewesen wäre, ist nur selbstverständlich. Neu ist immerhin, wie ich mich zum Führer einer Opposition aufwarf, die mir auf den Wink folgte und ohne deren Begleitung ich keinen Schritt machen konnte. Es bildeten sich Gruppen, die sich aber wieder ablösten. Dies wurde von der Moderne benützt, um sich die Theater zu erobern und zum Genuß ihres Sieges zu kommen, und während Versuche mit der Stilbühne gemacht wurden — die Passanten standen Kopf an Kopf und waren nicht wegzubringen, wiewohl man sie aufmerksam machte, es seien nur Versuche, die man nicht zu stören bittet —, wurde der Gralbund gegründet. Da war es geschehen. Ältere Zeitgenossen erinnern sich noch an das Aufsehen, und obzwar es insgeheim geschah, kam es doch sofort auf. Alles das vollzog sich rapid und etwa im Tempo der Weisung »Die Linienwälle müssen fallen«, mit der Franz Joseph I. eine Entwicklung eingeleitet hatte. Die unter seinem Szepter blühenden Künste werden allerdings wieder

durch den etwas jähen Entschluß Bahrs, mit Wien abzurechnen — er verläßt es sogar —, unterbunden. Aber das macht nichts, die ästhetische Revolution überlebt sowohl den Weltkrieg, den jener reiflich erwogen hatte, als auch die politische, die ein Akt momentaner Ratlosigkeit war, und dauert noch an. Die Zeit strebt nach höchster Kunst, allerdings muß man auch wieder zugeben, daß sie doch noch nicht den großen Künstler der Zeit hervorgebracht zu haben scheint. Da heißt es also noch etwas Geduld haben. Einstweilen freilich dürfte – neben George Grosz — der Zeichner genügen, der, als ich ihm den hastigen Abriß der Literaturgeschichte vorhielt, ebenso geschwind das Leben erfaßte, das aus diesen knappen, aber noch von den Ereignissen dampfenden Meldungen springt. Es ist ihm geglückt, es wenigstens in einigen Beispielen festzuhalten, und ich glaube speziell sagen zu können, daß die Art, in der Bahr das Schlagwort aufnimmt, etwas Beruhigendes hat, während es direkt aufregend ist zu sehen, wie er mit Wien abrechnet, aber wieder eine reine Freude gewährt, wie er es verläßt, wiewohl es gewiß nie zuvor einen so gekränkten und gekehrten Rücken gegeben hat wie diesen. (Bei dieser Gelegenheit fällt einem auf, daß der alte Mann noch kurze Hosen trägt, und man bestätigt sich erst, daß man sich ihn gar nicht anders vorstellen könnte.) Diesseits der Gabe, die Gespenster des Tages zu sehen, erinnert es an Wilhelm Busch. Auch darin, daß der zweite Streich sogleich folgt. Es ist der Diplomat in diplomatischer Stellung. Wie er im Buch steht, das heißt im deutschen Roman. »Es sieht kolossal diplomatisch aus, wenn er die Ellenbogen so kwiß nach außen spitzt«, notiert der Zeichner. Es deutet große Welt an, hilft beim Fortkommen in derselben und speziell zur Annäherung an die Entente. Das Mündchen immer herzförmig, ein Rosamundchen. Dann folgt das Idol jener Geistesverfassung, die eine Mentalität genannt wird, was eines der handgreiflichsten Beispiele für einen lucus a non lucendo bildet. In Bereitschaft sein ist alles. Es kann wieder beginnen. Großer Verbraucher von Menschenmaterial, wie sichs gehört und wie es das Menschenmaterial goutiert. Miles gloriosus in jedem Betracht. Strategischer Blick. Kann bei infolge seiner Tätigkeit eintretender Hungersnot von dem Germknödel leben, den er als Kinn trägt. Hat

ausgesorgt. Vorne Platz für ein gigantisches Hakenkreuz. Zuletzt das Bild einer deutschen Familie — die zeugete kein sterblich Haus —, Feier einer Primiz. Der junge Mann konnte nicht anders und hat sich dem Herrn ergeben. Die Damen bilden eine teilnahmsvolle Gruppe. Der alte Filuzius ist es zufrieden. Die dort mit dem Himmelfahrtsblick weckt Zuversicht; die rechts daneben hat Crème céleste in der Nase; der mit der bösen Stirn möchte ich im Traum nicht begegnen. Aus der guten, aber dumpfen Kinderstube schreit die verprügelte Natur zum Erlöser empor. Myriaden von Kerzelweibern verfinstern die Sonne. Antlitze, die eine größere Wirkung als Nietzsches Antichrist zu versprechen scheinen, aber vorläufig nur jene Symbolkraft bewähren, in deren Bann die deutsche Menschheit Gut und Blut opfert.

S. 37 [illegible] d. 3 Zeile:

~~S. 38~~ S. 83 . . . .

— — Debakel;

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]:

S. 429, Z. 17 statt „Adrianopel“:

Adrianopel;

ebda. Z. 18 statt „haben . . !“:

haben!;

S. 101, Z. 14 statt „wieder“: wieder;

Notizen

Trotz allem bunten Treiben einer Universität, die durch viel Geschrei davon ablenken möchte, daß sie wenig Wolle gibt; trotz aller Bevorzugung der Kappen vor den Köpfen und trotz dem Herrn Diener — sei er kein schellenlauter Rektor —, der da öffentlich beklagt, daß nicht der Geburtschein, sondern nur der Befähigungsnachweis die wissenschaftliche Karriere bestimme: läßt sich doch nicht verkennen, daß das Genfer Programm auch im Geistesleben einen Fortschritt und ein Zusammenwirken angebahnt hat. Im Zeichen des viribus unitis ermöglichten Auf- und Abbaues finden Wechselgastspiele bodenständiger und landfremder Kulturelemente, ein Austausch der Interessen und Belange statt, und während die Reichspost an jenen Bücheln Geschmack findet, deren gemeinsames Merkmal darin bestehen soll, daß sie ein Jud vom andern abschreibt, wendet sich die Judenpresse der Hausmannskost zu, die auf keinem Tische fehlt und darum zumeist von Ehepaaren zubereitet wird (Menghin, Longo), oder den Genüssen, die der Rezitator Weiser und der jetzt sehr um sich greifende Schalk Bergauer (Doktor) zu bieten haben, und trägt zu der Synthese des christlich-germanischen Schönheitsideals, die sich zumeist in der Urania vollzieht, ihr Scherflein bei. Die Vermutung ist nicht abzuweisen, daß die Neue Freie Presse damit vornehmlich ein Zugeständnis an die Beamtenschaft ihrer Administration macht, die seit jeher christlich orientiert ist, Beziehungen zum Männergesang unterhält und nachdem sie durch Jahrzehnte für die jüdische Kultur die Kastanien aus dem Feuer geholt hat, sich nunmehr allenthalben mit dem Kreuzeszeichen zur Geltung bringt.

Den in kunstfreundlichen Familien von alters her geübten Brauch, Schauspiele mit verteilten Rollen zu lesen, hat Dr. Wolfgang Madjera kürzlich mit Glück aufgenommen, um in der »Urania« einem weiteren Kreise Bruchstücke aus zwei noch nicht auf dem Theater zur Darstellung gebrachten dramatischen Werken seiner Feder zu vermitteln. Die ausführenden Kräfte — Dr. Erich Fortner,

Mara Menghin, Valerie Reichert-Heidt und Theodor Weiser — am grün gedeckten, mit Stehlampen beleuchteten Tische sitzend und überragt von dem hinter ihnen stehenden Pulte, an dem der Verfasser Einleitungen, verbindende Texte und scenische Bemerkungen sprach, boten tatsächlich den Eindruck einer intim vereinten kleinen Künstlerrunde, der durch das treffliche, von Verständnis und sorgfältiger Vorbereitung zeugende Zusammenspiel noch vertieft wurde.

Es hat sich sowohl um ein Mysterium von Schönheit und Seele als auch um die Tragödie des zum gewaltigen Symbol des ringenden Menschentums gesteigerten Ewigen Juden gehandelt. Das muß, schon von der Szenerie abgesehen, etwas Außerordentliches gewesen sein, und die mehr dem Vergänglichen zugewandten Glaubensgenossen, sonst sarkastisch die Kohnnationalen genannt, sind objektiv genug, Notiz zu nehmen.

* * *

Die »Muskete«, die bekanntlich vom Literaria-Konzern erworben wurde und vor dem redaktionellen Ausbau steht, veranstaltet wieder »Muskete«-Abende. Der nächste — — Schönpflug — — Wau-Wau — —

Na gut. Es ist jedenfalls erfreulich, und ich habe es von meinem Österreich auch gar nicht anders erwartet, daß, wo alles vor dem Abbau steht, die »Muskete« allein ausgebaut werden wird. Waß mas denn, ob sie nicht auch vertieft wird?

* * *

Von Wüllner, dem Strakosch der Andersgläubigen, aber gleichfalls von der Bedeutung solcher Kantoren Überzeugten, läßt sich die Reichspost zu folgendem hinreißen:

Ein Wüllner-Abend ist auch Erziehung zu deutscher Art: alles wahr, stark, innerlich, wesenhaft, natürlich, ohne Schminke und Pose: diutschiu zucht gat vor in allen.

Ja was wär denn nacher dös? Die Reichspost mutet ihren Lesern etwas viel zu und nur die viferen unter ihnen werden sofort erkannt haben, daß es ein Druckfehler für Diutschitsu ist, aber auch finden, daß man nicht generalisieren darf, indem doch deutsche Art zur Not auch mit Gummiknüppel, Handgranate und Blausäure vorlieb nimmt.

* * *

Von der Moissi:

In der ‚Vossischen' schreibt Monty Jacobs darüber:

Alexander Moissi ist ein Leidender in der Unreife des Herzens. Niemals zuvor hat er zudem so feminin gewirkt wie jetzt im Königsgewand mit dem großen Kreuz an der Halskette. Wenn Elisabeth Bergner zierlich als seine Königin auftritt, so staunt man, daß diese vornehme italienische Dame dort auf dem Thron eine Ehefrau besitzt.

Bitte, das ist als Lob gemeint! Das wird noch zitiert und Monty Jacobs ist ein Maskulinum. Und in dieser Hurenzeit muß man leben! Andere freut es:

Eine in jedem Betracht entzückende kleine Schrift über Moissi ist aus der Feder Ludwig Ullmanns . . erschienen. Man weiß, wie sich der Kritiker Ullmann zu den Problemen des Theaters stellt, und zwar zu den Bühnenschriftstellern ebenso wie zu den Darstellern.

Man weiß.

Er hat seine eigene, zuweilen recht eigenwillige Note, aber er ist immer er selbst, zu keinem faulen Kompromiß zu haben.

Das ist ja das Unglück. Kein Adjektiv gibt er her.

Es hieße, den ganzen intimen Reiz des Ullmannschen Büchleins zerstören, wollte man auch nur kleine Proben aus der glänzend geschriebenen Moissi-Monographie wiedergeben.

Man kann da nicht genug vorsichtig sein. Ein anderer hats gewagt, und weg war der Reiz:

— — dem feinsinnigen Wiener Kritiker und Feuilletonisten, erscheint demnächst — — Ullmann gelangt zur Erkenntnis: »Ein Schauspieler? Er ist der Schauspieler Golgathas. Unter seinen müde-unermüdlichen Händen wird jedes Schicksal Passion. Und jedes Beispiel. Darum frage ich wiederum: Ein Schauspieler?«

Nein gewiß nicht.

* * *

Es muß wieder einmal den deutschen Verlegern Dank gesagt werden für die Unermüdlichkeit, mit der sie fortfahren, der Fackel in der Vermutung, daß sie eine »Redaktion« sei, der man Bücher zu schicken hat, diese Gefälligkeit zu erweisen. Das regste Literaturleben scheint augenblicklich in Reichenberg zu herrschen, von wo ich jeden zweiten Tag ein Buch, eine Broschüre, eine Zeitschrift zugesandt erhalte. Da nützt keine

Warnung vor dem todsicheren Verkauf zu wohltätigem Zweck, sie lesen ja die Fackel nicht, sie erwarten nur die »Rezensionen«, die nie erscheinen und die sie darum von Zeit zu Zeit urgieren. Eine der sonderbarsten Literaturbeziehungen, die es je gegeben haben mag. Zu jener Zeit, da das Porto noch nicht so hoch war, wurden sie von Fall zu Fall ersucht, diese Chimäre fahren zu lassen. Doch selbst direkter Zuspruch hat nichts gefruchtet, und die jedesmal erscheinende Umschlagnotiz ist in den Wind gedruckt, weil sie von der Fackel nichts wissen als daß es sehr schön wäre, von ihr »rezensiert« zu werden. Sie selbst scheuen kein Porto, bemühen sich um die Ausfuhrerlaubnis, müssen allerlei Erklärungen abgeben und dazu weiß Gott wieviel zahlen, ausschließlich zu dem Zweck, daß das Buch, nach Entfernung der Enveloppe und Entnahme des Waschzettels, mit dem mir gleich ein Muster für eine Rezension empfohlen scheint, vom Buchhändler abgeholt wird. Manchmal liegt noch eine Erklärung bei, daß es vom Verfasser in Verehrung überreicht sei, aber selbst dieser Umstand kann ihm die einzig richtige Verwendung nicht ersparen, umsoweniger als jene, die die Fackel verehren, wenigstens ihren Umschlag respektieren sollten. Da dies nicht zu erzielen ist, so erfährt der vom Verlag der Fackel verwaltete Fonds für wohltätige Zwecke eine erfreuliche Stärkung. Wenn es in Kreisen deutscher Verleger einmal durch Zufall ruchbar werden sollte, daß ihre Rezensionsexemplare nicht in dem Zustand, in dem sie von den Rezensenten nach getaner Arbeit verkauft werden, nein unaufgeschnitten in den Handel kommen, wird es groß Ärgernis geben. Vielleicht sickert es doch einmal durch und erscheint eine Warnung im Buchhändlerbörsenblatt, durch die sie aufmerksam werden, daß ihre Freigebigkeit zu wohltätigen Zwecken mißbraucht wird. Anders kann ich von der Behelligung nicht befreit werden, von dem Getöse, das solch ein in den Briefkasten fallendes Paket bewirkt, und von der Pein der Zumutung, das Zeug zu lesen, zu preisen und zu besitzen. Bis dahin muß ich, so viel Mühe die Verwertung bereiten mag, im Namen hungernder Kinder dankbar sein.

Worte in Versen VI. ist am 9. Dezember im Verlag der Fackel erschienen.

In der neuen Auflage der Letzten Tage der Menschheit ~~die~~ Ende Dezember erschien sind außer den in Nr. 601–607 mitgeteilten noch die folgenden Änderungen durchgeführt:

S. 3, Z. 3 v. u.: *also du — du* (statt »also du«); S. 30, Z. 3 v. u. und S. 209, Z. 6: *ja* (statt »doch«); S. 212, Z. 19: *det* (statt »das«); S. 532, Z. 8 kommt das Schlußanführungszeichen weg und an den Schluß der Z. 11; S. 701, Z. 16 »ge-« zu streichen; S. 704, Z. 15 v. u.: *is scho* (statt »isscho«).

Leider dürften noch Druckfehler stehen geblieben sein; so lese man S. 42, Z. 15 *schimmernder* (statt »schimmender«).

In Untergang der Welt durch schwarze Magie lies: S. 28, Z. 18 v. u., S. 193 Z. 1 v. u. statt »kaput«: *kaputt;* S. 34, Z. 5 v. u. statt »ist, aber«: *ist aber;* S. 45, Z. 11 v. u. statt »Baedecker«: *Baedeker;* S. 54, Z. 16 v. u. statt »se«: *si;* S. 56, Z. 10 v. u. statt »Charm«: *Scharm;* S. 60, Z. 5 statt »Weißkirchner«: *Weis*kirchner; S. 62, Z. 12 statt »Eigenbrödelei«: *Eigenbredelei;* S. 65, Z. 14 v. u. statt »Goj«: *Goi;* S. 70, Z. 9 statt »Paradoxe«: *Paradoxa;* S. 75, Z. 10 statt »Robot«: *Robots;* S. 83, Z. 8 statt »Bakschisch«: *Backschisch;* S. 101, Z. 3 statt »Rotwälsch«: *Rotwelsch;* S. 120, Z. 3 v. u. statt »Westphälische«: West*fälische;* S. 139, Z. 10 v. u. statt »Debacle«: *Debakel;* S. 140, Z. 3 statt »nicht«: *nicht,;* S. 157, Z. 5 v. u. statt »Gottbehüte«: *gott*behüte; S. 163, Z. 16 statt »spassen«: *spaßen;* S. 178, Z. 17 v. u. statt »firniß«: *firnis;* S. 189, Z. 15 statt »Mannderln«: *Manderln;* S. 195, Z. 16 statt »Gottseidank«: *gott*seidank; S. 196, Z. 19 v. u. statt »Spargelbünde«: Spargel*bunde;* S. 206, Z. 12 v. u. statt »Livingston«: Living*stone;* S. 213, Z. 6, S. 215, Z. 4, Z. 6 statt »Loreley«: *Lorelei;* S. 222, Z. 6, Z. 10 statt »Maitre«: *Maître;* S. 223, Z. 9 v. u. statt »metier«: *métier;* S. 225, Z. 13 v. u. statt »deutscheres«: *Deutscheres;* S. 251, Z. 17 statt »Spässe«: *Späße;* S. 254, Z. 18 statt: »Langeweile«: *Langweile;* S. 258, Z. 16 v. u. statt »ausgepoverten«: ausge*powerten;* S. 267, Z. 12 statt »Conferencier«: *Conférencier;* S. 424, Z. 16 statt »Sie«: *sie;* S. 431, Z. 15 v. u. ist nach dem Worte »wert« ein Schlußanführungszeichen zu setzen; S. 443, Z. 17 v. u. hat das Schlußanführungszeichen nach »und —« zu entfallen; S. 496, Z. 5 v. u. hat es zu heißen: *Die* Heimkehr.

In Nr. 601–607, S. 58, Z. 10 statt »kommt mir wenig an«: kommt *es* mir wenig an; S. 67, Z. 8 v. u. statt »besammen«: *bei*sammen; S. 77, Z. 10 statt »Kontreadmirals Persius«: *Kapitäns zur See* Persius; S. 87, Z. 6 statt »von«: *vor;* S. 126, Z. 12 v. u. das Wort »zu« zu streichen; S. 129, Z. 18, 19 statt »zurückzuführen«: *zurückführen.*

In der ‚Prager Presse', dem tschechoslovakischen Regierungsblatt, das die wüsteste Sprachwildnis des neudeutschen expressionistischen Schmocktums annektiert hat und das trotzdem auf dem Schreibtisch Masaryks aufliegen kann — wenigstens sollte Herr Machar diese Dinge für reglementwidrig erklären —. ist Herr Franz Werfel mit einem Gedicht »Die Musik auf dem Wasser geboren« niedergekommen, das diesen Titel mit vollem Recht führt und die folgenden Erscheinungen aufzuweisen hat:

Nachtstarr s t e i n t e n Paläste.

Aber vielleicht ist es nur ein Druckfehler statt des zwischen Berlin und Prag häufigeren »steilten«, da »steinen« nur entweder mit Steinen versehen (die schon da sind) oder steinigen bedeuten kann.

In Booten Barken Kuttern Gondeln und Fähren
Wiegte ein Volk sich a u f s p i t z m ä u l i g e r F l ä c h e.

Besonders anschaulich wird das Gedränge der Fahrzeuge durch den Ausfall der Beistriche, die ja auf dem Wasser auch nicht vorhanden sind.

Und das Gott-Tier wankte hervor,
Der tausendäugige B u c e n t o r.

Herr Werfel ist nämlich der Meinung, daß man wie von tenore Tenor, so von Bucentoro Bucentor nehmen kann. (Wie ich ja in Prag auch così fan t u t t sagen hörte; so machen's alle.) Aber vermutlich spricht die jüngere Literatur Bucentaur so aus. Und was reimt sich auf »Chöre«?

Tenöre.

Das Muster eines Reimes dürfte dagegen sein:

Zweihundert S e r e n a d e n
Kreuzten sich in der Luft wie Degen.
Die Skalen stürmten einander entgegen
U n d k a m e n z u S c h a d e n.

Welchem die Neubildung zuzuschreiben sei mag:

Hob sich spät des Monds w e l k m ä c h t i g e Pomeranze.

Aber vielleicht soll es »welk n ä c h t i g e« heißen. So was kann immerhin passieren, wenn man der Tagespresse ein Kunstwerk anvertraut. So ließe sich auch die Zeile erklären:

Zur m ä c h t i g e n Stunde.

Was reimt sich auf Arche?

Steht der ummurmelte Patriarche.

Aber es reimt sich trotzdem nicht. Was reimt sich dagegen bestimmt?

Die reinen Strahlen der P r e g h i e r e n
Zerstoben oben im nächtlich Leeren.

Freilich, aber wenn ich nur wüßte, was soll es bedeuten. Kein Lexikon, kein Fremdwörterbuch weiß es. Da finde ich höchstens »Praguerie«, aber das bedeutet eine Prager Verschwörung und keine Prager Schmockerei.

* * *

(Burgtheater) . . . Maeterlincks »Monna Vanna« ist eine der ersten Verkündungen der Überhöhung und Überwindung der Sexualität in der Erotik, auf die gegenwärtig Müller Lyers und Kaweraus philosophische Zuversicht zielt. Als solche Verkündung kommt das Werk aber im Burgtheater noch immer nicht zum Ausdruck. . . .
O. K.

Also wenn d a s die Wiener Arbeiter nicht unruhig macht, dann weiß ich schon nicht.

* * *

Blei hat den diesjährigen Fontane-Preis Gütersloh, dem Autor des Werkes »Die Rede über Blei oder der Schriftsteller in der Katholizität«, verliehen.

Montag hat Albert Gütersloh
— es ist Paris von Kühtreiber; aber der Abbau hat begonnen —
der durch die jüngste Verteilung des Fontane-Preises bekannte Schriftsteller und Maler aparter Aquarelle und Ölbilder, als Gast des Wiener K u l t u r b u n d e s im Saale der National-Bibliothek aus ungedruckten Schriften vorgelesen. D e r s e l t e n s c h ö n e B a r i t o n Gütersloh mit seiner schauspielerischen Ausgefeiltheit, vemochte die s c h w e r e n b r o k a t e n e n Perioden leicht und geschmeidig ins Gehör zu f l ö ß e n. Gütersloh Art ist die barocke Latinität, so gedrechselt und qualvoll verschlungen sein Stil und seine Gedanken sind, so klanghaft durchsichtig und lateinisch einfach vermochte Gütersloh selbst sie zu durchdringen und wiederzugeben. Vielleicht ist Gütersloh Verwickeltheit nur ein Vorurteil. Nicht b e i n ä h e r e m H i n s e h e n auf ein oft wie irrsinnig gestaffeltes Satzbild, dagegen wohl sehr beim Hinhören auf diese sich selbst tragenden und schwebenden Satzorganismen erweicht sich jene verstockte Verständnislosigkeit, mit der man i m e r s t e n A u g e n b l i c k Autoren seiner Art entgegentritt.

Wie immer dem sein mag, die meinige ist unerweichlich, ich lasse mir weder schweren Brokat noch schweren Damast ins Ohr flößen, und da der Kulturbund es unter diesen Stoffen nicht tut, so wäre ich nicht so einer:

Das erlesene Publikum des Kulturbundes spendete delikaten Beifall, den eine gespannte Aufmerksamkeit bereits vorbereitet hatte. Gütersloh ist in der letzten Zeit wieder stark in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten. . . . Gütersloh als literarische Erscheinung nimmt einen zukünftigen religiösen Standpunkt vorweg, in dem höchste Gehirnlichkeit mit sinnlicher und gemütsmäßiger Einfalt wieder vereinbart erscheint.

* * *

Ein fahrender Gesell, der infolgedessen nicht in diesem Lande, sondern in diesen Landen haust und sich mit Recht Peter Sturmbusch nennt, tritt jetzt für das Andenken Nestroys ein. Das wird diesem nicht schaden und schlimmstenfalls bin ich ja auch noch da, um alles wieder gut zu machen. Auf diese Möglichkeit offenbar pochend, sagt er in der Neuen Freien Presse, die ja vor allem in Dingen Nestroys zuständig ist, nicht ohne Bitterkeit, aber doch:

Es sollte mich nicht wundern, wenn Nestroy eines Tages auch für Wien entdeckt würde.

Freilich — und die überlebende Verwandte Nestroys, die er seine »mütterliche Freundin« nennen darf, glaubt, daß das alles seine Richtigkeit hat — sieht er auch schon von selbst zum Rechten. Er kündigt eine neue Nestroy-Ausgabe an, auf deren Einleitung man umsomehr gespannt sein kann, als der eine der beiden Herausgeber, Professor Rommel, mir einbekannt hat, daß er erst mir den Zugang zu Nestroy verdanke. Hoffentlich hat der Herr Sturmbusch, unter den Kriegslyrikern einer der unbegabteren, nicht mehr dazu getan, als für das Werk, das er »eine zu erscheinende Gesamtausgabe« nennt, »die Urmanuskripte des Dichters zur Verfügung zu stellen«, was immerhin eine dankenswerte Spediteurleistung ist. Die Kiste war ihm selbst von den Eigentümern zur Verfügung gestellt worden und mit ihrer Eröffnung war schon das literarhistorische Verdienst errungen, das er sich mit den Worten zuschreibt:

Es ist mehr als ein Jahr her, daß Hofrat Glossy und ich im Nachlaß Nestroys eine bis dahin unbekannte Posse »Nur keck« gefunden haben.

Aber ist es zwar an und für sich schwer, ein Manuskript, das in einer Kiste vorhanden ist, nicht zu finden, so bleibt doch

noch ein gewisser Spielraum für Initiative, wenn zwei Leute mit der Sichtung ihres Inhalts betraut sind, indem ja nur einer von beiden auf das Manuskript stoßen kann. Daß sie es beide mit einem gleichzeitigen Griff hervorholen, ist gewiß ein Unikum, das aber, wenn es denn einmal vorkommt, beiden Forschern den gleichen Anteil an dem Verdienst sichert. Sturmbusch schildert den Dornenweg, den er beschreiten mußte, um den Ankauf der Nestroy-Handschriften für das städtische Museum zu propagieren, er ist noch nicht am Ziel und es scheint ja in der Tat schwer zu sein, an ein Nestroy-Verständnis zu appellieren, das dem Stolz, die Manuskripte in der Obhut eines Museums zu wissen, ein Opfer bringt. Sturmbusch erzählt, er habe nichts erreicht als daß der Veteranenverein einer Provinzstadt ihn habe vom Bahnhof mit der Vereinsfahne abholen wollen, weil er »sich des wackeren Nestroy angenommen habe«. Wien aber, unserer geliebten Stadt, könne er »nicht böse sein, weil sie einen wie eine liebreizende blonde Frau anmutet«. Darum erhofft er vom Ausland, nämlich von den akademischen Kreisen »in den Niederlanden« — ! eine Bezeichnung, der er begreiflicherweise vor Holland den Vorzug gibt —, ein werktätiges Interesse. Seine eigene Stellung zu Nestroy präzisiert er mit der Bündigkeit, die er dem von ihm geförderten Dichter verdankt:

In ein paar Worten hat er oft Dinge gesagt, die an ein Problem rütteln.

Man kann aber schon mit einem einzigen an das Problem der literarischen Berufung rühren, indem man an der Grammatik rüttelt. Über seinen Verkehr mit Nestroys Nachkommen sagt Sturmbusch, er habe »als Freund die Verpflichtung zu schweigen, aber als der Verwalter des literarischen Nachlasses Nestroys werde er der Öffentlichkeit noch manches zu erzählen haben.« Wenn er sich des Amtes, dessen er sich rühmen darf, würdig erweisen will, wird er gut tun, sowohl in der zu erscheinenden Gesamtausgabe — wann wird man sie erscheinen? — wie auch vorher und nachher ausschließlich Nestroy mit Nachlaß von Sturmbusch zu veröffentlichen.

Ein Kleist-Brief

Geschrieben an den Prinzen Eduard Lichnowsky (geb. 1789, Verfasser einer »Geschichte des Hauses Habsburg«, 8 Bde.), den Großvater des Fürsten Karl Max Lichnowsky, ehemaligen deutschen Botschafters in London, in dessen Besitze sich die Handschrift befindet.

Berlin

An des Prinzen v. Lichnowsky
Durchlaucht

Mein gnädigster Herr,

Durch die Theilnahme, die Sie dem Abendblatt*) schenken, fühle ich mich zu gleicher Zeit auf's Lebhafteste geschmeichelt und gerührt.

Was aber die beiden Artikel betrifft, wegen welcher Sie mir freundschaftliche Vorstellungen machen, so führe ich zu meiner Entschuldigung an,

1) dass das Blatt, in welchem sie stehen, ein Volksblatt d. h. (weil es kein Centrum der Nation giebt) ein Blatt für alle Stände des Volks sein soll.
2) dass Aufsätze, wie der vom Tambour (der Beobachter an der Spree hat ihn schon abgedruckt) das Volk vergnügen und dasselbe reizen, auch wohl die anderen Aufsätze, die nicht unmittelbar für dasselbe geschrieben sind, zu überlesen.
3) dass der Kerl, nach meinem innersten Gefühl, verglichen mit dem, was bei Jena vorgefallen [ist]**), eine so herrliche und göttliche Erscheinung ist, dass mich dünkt, das Unschickliche, was in seiner That liegt, verschwinde ganz und gar, und die Geschichte könnte, so wie ich sie aufgeschrieben, in Erz gegraben werden.

Gleichwohl, mein theuerster, gnädigster Herr, kann man auch des Guten zu viel thun; und auf Ihre freundliche Warnung aufmerksam (denn mit der

*) Kleist gab mit Adam Müller die »Berliner Abendblätter« heraus, die vom 1. Okt. bis Ende Dez. 1810 erschienen.

**) Dieses Wort ist im Original durchgestrichen.

guten Gesellschaft mögt' ich es keineswegs gern verderben) soll wenigstens vor der Hand nichts dem Ähnliches erfolgen.

Ihr gehorsamster
H. v. Kleist
d. 23t Oct. 1810.

Vorlesungen

Mittlerer Konzerthaussaal [250. Vorlesung], 2. November, 7 Uhr:

I. Ludwig Börne: Republik und Monarchie. — Die Republik ist schuld. — Conrad von Hötzendorf (1913) / Goldene Worte. — Für die Neue Freie Presse existiert keine Judenfrage. — Es ist ein Kreuz.

II. Alle Gebildeten begreifen / Vor Abgang des Zugs (1917) / Staatsprüfung (1918) / Zeichen und Wunder (1916). — Szenen: Ein Generalstäbler am Telephon / Bei Udine / Wallfahrtskirche / Sommeschlacht. — Der sterbende Soldat.

III. Nibelungentreue. — Post festum. — Volkshymne.

Ein Teil des Ertrags — einschließlich des Programmerlöses (mit Nachlaß der halben Druckkosten) — : K 1,250.000 für das Karolinen-Kinderspital (IX., Sobieskigasse 31), für Wohlfahrtszwecke des Bundesrealgymnasiums in Wien, I. und notleidende Familien.

Auf dem Programm Ausweis der Spenden für den Fonds zur Errichtung eines Grabsteines für Peter Altenberg à K 2,308.000 und č K 50.

* * *

Kleiner Konzerthaussaal, 5. November, 7 Uhr:

Der böse Geist Lumpazivagabundus oder Das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy. Musik von Adolph Müller sen.

Der volle Ertrag — einschließlich des Programmerlöses (mit Nachlaß der halben Druckkosten), bei Provisionsverzicht der Kartenverkaufsstelle Lányi — : K 4,117.973 für die Reichsanstalt für Mutter- und Säuglingsfürsorge (XVIII., Glanzinggasse 37), das Mütterheim in Ottakring (Bezirksvorsteher Johann Pollitzer, Richard Wagnerplatz 19), das Haus des Kindes (durch »Die Bereitschaft«, I., Annagasse 18) und für ehemalige n.-ö. Gemeindeärzte und deren Hinterbliebene (Sammlung Dr. Ziegler, n.-ö. Landesregierung, I., Herrengasse 11).

Auf dem Programm:

Das volkstümlichste Werk Nestroys wurde am 10. April 1833 im Theater a. d. Wien zum ersten Male, am 21. April 1835 zum hundertsten und am 18. Februar 1881 im Carltheater zum tausendsten Male aufgeführt. Der Schuster Knieriem, ursprünglich die Nestroysche, und der Schneider Zwirn, merkwürdiger Weise

die Partie des Wenzel Scholz, sind jene Gestalten der Wiener Lokalbühne, mit denen der Ruhm von Generationen großer Komiker verknüpft bleibt. Immer wieder hat sich auch das hohe Sprechtheater, mit reichen szenischen Mitteln und dem Ersatz der Komik durch den Spaß der Herablassung, an dem Werk versucht und der Erfolg konnte immer nur sein, daß die schöne Absicht, die Volksmäßigkeit um ihres klassischen Ausdrucks willen sichtbar zu adeln, in deren Herabwürdigung ausschlug und in eine Nebenposse, die die wirkliche um den klassischen Ausdruck verkürzt hat und nichts übrig ließ als ein Nebeneinander von Trivialität und dem Reiz der Ungewöhnlichkeit. So mag es auch mit der Burgtheateraufführung (1900) bestellt gewesen sein. Lewinsky, der immerhin einst dem dämonischen Grundzug der Gestalt nahegekommen wäre, gab den Knieriem, den Zwirn gab Kainz, dessen zwirnsdünner Humor selbst das Quodlibet nicht gescheut haben soll, jene berühmte Parodie der italienischen Oper, die freilich zur vollen Verwirklichung des alten Theaterübermuts unerläßlich ist und die in den Verschandelungen der neueren Bühne entweder durch ein schlechtes Couplet oder durch die Stilwidrigkeit einer »seriösen« Konzerteinlage ersetzt wird. Sie muß auch in einem Vortrag Platz finden, der in dem Bestreben, das Nestroysche Bühnenleben zu ursprünglicher Geltung zu bringen, auf das Ungewöhnliche weder als Reiz noch als Gefahr Bedacht hat. Denn das fragwürdige Animo eines als Schneider verkleideten Hamlet ist etwas anderes als die Bereitschaft zur Nachgestaltung jeder Sphäre, in der nur die Kunst die Würde bestimmt. In einem besseren Sinne war die Nobilitierung Nestroys durch das Burgtheater (deren es nicht bedurft hat und die durch ein Gastspiel von Volkskomikern zu bewirken war) vollzogen, da Sonnenthal den Feenkönig gab*); er hatte übrigens, wie erzählt wird, in seiner Jugend als Tischler Leim noch mit Nestroy, in Graz, gespielt, dem das Urteil in den Mund gelegt wird: »Ich habe schon mit vielen Tischlern gespielt, aber noch nie mit so einem Kunsttischler.« Der Vortragende hat das Werk bloß einmal auf einer Provinzbühne (mit dem vortrefflichen Straßmeyer als Knieriem)

*) Diese Bemerkung auf dem Programm ist einem Gedächtnisirrtum des Gewährsmannes zuzuschreiben. Den Stellaris hat nicht Sonnenthal, sondern Herr Löwe gesprochen.

und kürzlich in einer mittelmäßigen Darstellung des Berliner Staatstheaters gesehen, in der nur die Familie Palpiti (mit Paula Conrad) ein Bild von vollendeter Echtheit war. Unter allen Unehren, die Nestroy auf dem großstädtischen Theater erwiesen wurden, war wohl die äußerste der Unfug, weibliche Varietétalente in den Partien der drei Gesellen, also etwa die Frau Niese als Schuster, hinauszustellen und den Humor der lebendigsten Charakterfiguren des Wiener Theaters für den Privatgspaß einer leicht zu durchschauenden Maskerade preiszugeben und für die Gelegenheit, sich mit Nestroy einen Jux zu machen.

Was die hochnäsige Literaturkritik — von Hebbel und seinem Kuh, Laube, Vischer und dem schändlichen Quälgeist Saphir bis herunter zur armseligen Gegenwart — mit der einzigen Ausnahme Speidels, an dem größten deutschen Sprachsatiriker gesündigt hat, der noch im flüchtigsten Theaterhinwurf mehr Geniefeuer hatte als sie in ihrem gemeinsamen Autordasein, müßte einmal zitatkräftig zusammengestellt werden. Zum Anlaß des »Lumpazivagabundus« sei nur erwähnt, was in der stellenweise nicht wertlosen Monographie Neckers als ein Glanzpunkt literarhistorischer Betrachtung vorkommt:

Richard Maria Werner zieht in der Lebensbeschreibung Nestroys, die er in der »Allgemeinen Deutschen Biographie« XXIII S. 447 ff. veröffentlicht hat, eine Parallele zwischen dem »Lumpazi« und Raimunds »Verschwender«, in der es heißt: »Der Vergleich mit Raimund drängt sich uns geradezu auf; alles ist parodiert: das Reich Stellaris' mit seinen lockeren, Schulden machenden Bürschlein, die bizarre Verspottung des Goetheschen Faustprologes, die Wette zwischen dem bösen Geist Lumpazi und der Fee Fortuna ist der direkteste Hohn auf Raimunds halb melancholisch poetische Cheristanefabel; aus den anmutenden, harmlosen Figuren der Valentingruppe im ‚Verschwender' ist das liederliche Kleeblatt Zwirn, Leim und Knieriem hervorgewachsen« u. s. w. Diese Parallele wird durch die einfache Tatsache hinfällig, daß Raimunds »Verschwender« beinahe ein ganzes Jahr später als Nestroys »Lumpazi« überhaupt zum ersten Male aufgeführt wurde, nämlich am 20. Februar 1834 im Josefstädter Theater in Wien . . . . Unmöglich kann Nestroy die Parodie eines ihm und wahrscheinlich auch Raimund selbst noch unbekannten Stückes geschrieben haben.

Und daß bei Nestroy eine bizarre Verspottung des Faustprologs vorkommt, konnte auch nur einem Literarhistoriker einfallen. Dergleichen hat natürlich auch die Legende in Umlauf gebracht, Raimund habe es nicht überleben können, daß Nestroy ihm seine Geisterwelt verspottet hat.

Die Musik von Adolph Müller sen. wurde für den Vortrag vollständig verwendet, der Text mit einigen der bekannten, nur in Theatermanuskripten erhaltenen Improvisationen versehen. Im Kometenlied, von dem fünf Strophen (vier in der Buchausgabe) vorliegen, ist jeweils nur der »astronomische« Teil beibehalten, der auf die irdischen Verhältnisse des Vormärz abzielende, heute fast unverständliche oder allzu harmlose Text durch einen neuen ersetzt worden; etliche ganze Strophen sind neu hinzugekommen.

•

Kometenlied des Knieriem:

Es is kein' Ordnung mehr jetzt in die Stern'.
D' Kometen müßten sonst verboten wer'n;
Ein Komet reist ohne Unterlaß
Um am Firmament und hat kein' Paß;
Und jetzt richt' a so a Vagabund
Uns die Welt bei Butz und Stingel z'grund.
Aber lass'n ma das, wie's oben steht,
Auch unt' sieht man, daß's auf'n Ruin losgeht.
»Ja, a Kontroll' muß halt sein, sonst gibt's kein' Kredit;«
So hab'n s' g'sagt, doch sie wer'n mit uns anders noch quitt.
Was ein richtiges Schaf is, gibt auch so seine Woll':
Jetzt krieg'n ma an' Dreck und dazu a Kontroll'!
Da wird einem halt angst und bang,
Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang lang lang lang lang lang
Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang.

Am Himmel is die Sonn' jetzt voller Kapriz,
Mitten in die Hundstag' gibt's kein' Hitz;
Und der Mond geht auf so rot, auf Ehr',
Nicht anderster, als wann er b'soffen wär';
Die Millistraßen oben, die verliert ihren Glanz,
Die Milliweiber ob'n verpantschen s' ganz.
Aber lass'n ma das — herunt' geht's bunt,
Herunt' schon sieht man's klar, die Welt geht z'grund.
Ich war jüngst im Theater, das vergesse ich nie,
Vom Stück weiß ich nix mehr, aber von der Regie!
Überm Orchester war a Steg und auf der Bühne a Treppen
Und g'spielt hab'n s' wie die Trotteln und applaudiert hab'n die Teppen.
Da wird einem halt angst und bang,
Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang lang lang lang lang lang
Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang.

Der Mondschein, da mög'n s' einmal sag'n was s' woll'n,
Ich find', er is auf einer Seiten g'schwoll'n;
Die Stern' wer'n sich verkühl'n, ich sag's voraus,
Sie setzen sich zu stark der Nachtluft aus;
Der Sonn' ihr' G'sundheit is jetzt auch schon weg,
Durch'n Tubus sieht man's klar, sie hat die Fleck'.
Aber lass'n ma das, was oben g'schicht,
Herunt' schon sieht man, 's tut's in d' Länge nicht.
Nein das wird sich nicht halten, wir brauchen an' Herrn,
Denn fürs Vaterland sterben die Leut' halt so gern.
Wann wir erst einen Kaiser hab'n, da is nacher ka Kunst,
Dann krieg'n ma das Fleisch und die Butter umsunst.
Nach'm Kaiser is uns halt schon bang,
Denn d a n n steht d' Welt g'wiß noch recht lang lang lang
lang lang lang
Denn dann steht d' Welt g'wiß noch recht lang.

Die Fixstern', sag'n s', sind alleweil auf ei'm Fleck,
's is erlog'n, beim Tag sind s' alle weg;
's bringt jetzt der allerbeste Astronom
Kein' saubre Sonnenfinsternis mehr z'samm';
Die Venus kriegt auch ganz eine andre G'stalt,
Wer kann davor, sie wird halt a schon alt.
Aber wenn auch ob'n schon alles kracht,
Herunt' is was, was mir noch Hoffnung macht.
Die Bankschieber, die retten uns — doch ziagt es sich hin.
Zuerst legen s' uns hinein und so lieg'n ma halt drin.
Dann retten s' uns wieder — da is's wieder aus.
Da hab'n s' g'sagt, ja die Notenbank, die reißt uns heraus.
Bis zur Rettung da brauch'n ma noch lang —
Sie schieben sie halt auf d' lange Bank Bank Bank
Bank Bank Bank
Sie schieben sie halt auf d' lange Bank.

Mit den Himmelszeichen is's auch a G'schicht',
Der Schütz trifft halt den Löwen noch immer nicht;
Der Wassermann in so viel tausend Jahr',
Hat die Fisch' halt noch nicht g'fangt, 's is wahr;
Mit der Jungfrau, da is's auch a Sach',
's rennen ihr so stark die Zwilling' nach.
Aber lass'n ma das, was oben passiert,
Herunt' geht's zu, daß ei'm fast übel wird.

Wie der Wiener neulich unterging, schön langsam halt ging's
Und der Wachmann bei der Oper, der rief: Bitte links!
Ja so geht das nicht, das geht ja drüber und drunter,
Jetzt gehn S' noch amal zruck und erst nacher gehn S' unter!
Ja, da wird einem halt angst und bang
Bei so einem U—unter—gang gang gang gang gang gang
Bei so einem U—unter—gang.

Da hab'n s' oben im Tierkreis sich zusammeng'funden,
Dem Stier den großen Bären aufgebunden.
Ja was fallt denn denen ein, der fallt nicht 'rein:
Der Stier wird doch am End' kein Wolff nicht sein!
Doch ginget man der Sache auf den Grund,
So is g'wiß der große Hund ein Grubenhund.
Dahinter steckt, das ist doch klar, der Schütz —
In unserm Tierkreis macht er noch viel bessre Witz'.
Beim nächsten Erdbeben gibt's wieder a paar Stöß',
Da nimmt der Schuster die Bussole und schreibt's in die Press'.
Denn das ist nun einmal so der irdische Lauf:
Wenn die Welt untergeht, sitzt die Presse doch auf!
Da lachen die am Sirius sich krank,
Weil 's wieder einmal so gelang lang lang lang lang lang
Weil 's wieder einmal so gelang.

Die Herren Kollegen, die von meinem Fach,
Die entdecken neue Stern' und denken nach,
Wie so ein Stern, den selbst am lichten Tag
Man doch nicht sehen kann, wohl heißen mag.
Ich bitt', wie können s' denn mit ihrem Geist
Herauskrieg'n, daß a Stern grad Zita heißt!
Ich glaub's ja selbst, daß sich das Firmament
Nach allem Allerhöchsten gern benennt.
Das haben die Sterne am Himmel so gern,
Im Herzen sind s' doch Monarchisten die Stern';
In der Republik gibt's kein' Orden, das hat keinen Reiz,
Und gibt es kein Sternkreuz, so is's für ein' Stern halt ein Kreuz.
Da wird ihnen halt angst und bang —
Die Republik steht auf kein' Fall mehr lang lang lang lang lang lang
Die Republik steht auf kein' Fall mehr lang.

's geht droben drunter und drüber, das is gewiß,
Es scheint, daß's jedem Stern schon schnuppe is.
Herunt' hat man zu wenig Angst davor,
Wie wir mit die Bomben, schmeißen s' mit die Meteor'.
So mancher Glücksstern hat schon lang kein Glück,
Der Merkur gibt 's G'schäft auf und der Krebs geht z'rück
Doch kennt kein Fixstern und auch kein Planet
Nicht unsre Pleite und nicht unser Gfrett.
Was wir immer projektieren, so lautet 's Programm:
Da kann man nix machen und die G'schicht geht net z'samm.
Uje, da gäb's Strophen zu diesem Kuplet!
Doch denk ich mir lieber: Euer Gnaden wissen eh.
's is g'scheiter, ich hör auf mit dem G'sang —
Denn sonst dauert's am End noch zu lang lang lang
lang lang lang
Sonst dauert's am End noch zu lang.

* * *

(Veranstaltungen der Kunststelle der Bildungszentrale.)

Festsaal der neuen Hofburg. Für die Wiener Arbeiterschaft. Zur Feier der Republik.

11. November, 7 Uhr:

I. Aus Weltgericht (November 1918). — Aus »Die letzten Tage der Menschheit«:

Ringstraßenkorso (I. Akt) [mit Vorbemerkung] / Conrad von Hötzendorf / Ein Generalstäbler am Telephon / Kino im Hauptquartier / Viktualienhandlung / Eine unter das Kriegsdienstleistungsgesetz gestellte Fabrik / Wallfahrtskirche.

II. Moschee / Landesverteidigungsministerium / Kriegsministerium / Erzherzog Friedrich / Kastelruth / Bahnhof bei Wien / Isonzofront / Winter in den Karpathen / Ebenda / Sommeschlacht.

III. Bei Udine / Die Generalstäbler / Militärgericht / Kärntnerstraße / Seitengasse / Armeeoberkommando / Innsbruck, Mitternacht / Zwei Verehrer der Reichspost, schlafend / Separatcoupé erster Klasse. — Der sterbende Soldat (Aus dem Epilog)

Zwischen »Weltgericht« (mit dem Horatio-Zitat als Schluß) und der 1. Szene des I. Aktes:

Als ich es vor einigen Jahren auch in Innsbruck zu tun versuchte (». . . dies alles kann ich mit Wahrheit melden«) hat mir ein Tiroler vorgeworfen, daß ich rückschrittlich sei, weil ich mitten im Frieden noch immer vom Weltkrieg spreche und zwar mit einem Pathos, daß doch wegen zehn Millionen

Toter eigentlich nicht angebracht ist. Von diesem Vorhalt eingeschüchtert, ziehe ich mich gern noch weiter zurück, bis dorthin, wohin durch alles Pathos hindurch der Humor gelangt, um Österreich in den ersten Kriegstagen wiederzufinden und, wie ich sicher bin, nicht wiederzuerkennen. Ich meine auch, daß die Ringstraße sich heute schon ganz anders zu den fremden Nationen verhält als damals; aber da alle Tiroler, die es auf Erden gibt, bereits vergessen haben, was damals war und was seither gewesen ist, so muß man sie erinnern. Vom fünften Kriegsjahr zu sprechen, mag ja inaktuell sein, aber wie es im ersten zugegangen ist, das soll man allen, die es überleben durften und überstehen konnten, doch erzählen, und gerade jetzt, wo sie sich mit derselben Begeisterung, mit der sie sich damals in den Ruin gestürzt haben, in die Rettung stürzen.

*

12. November, 7 Uhr:

I. Nachruf (Schluß).

II. Aus »Die letzten Tage der Menschheit« Schlußszene des V. Aktes (Liebesmahl bei einem Korpskommando) (gekürzt).

III. Post festum. — Volkshymne.

* * *

Mittlerer Konzerthaussaal, 26. November, 3 Uhr:

I. Das Wort, sie sollen es lassen stahn [Mit Vorbemerkung]. — In eigenster Sache.

II. Aus: Kralikstag (Einleitung). — Szenen: Die Cherusker in Krems / Elfriede Ritter und die Reporter. — Die vornehmsten Gäste aus der Kulturstadt Wien / Großmann daheim. — Reklamefahrten zur Hölle. — Im Untergang.

Ein Teil des Ertrags — wie 2. November — : K 1,000.000 für den Verband der Kriegsblinden Österreichs (III. Henslerstraße 3) und für den N.-ö. Landesverein für Jugend- und Kriegerhinterbliebenenfürsorge (Wien, I., Drahtgasse 3).

Vorbemerkung:

Ein Aufsatz, geschrieben ein Jahr, bevor die Presse zu jenem Kreuze kroch und die Justiz ihren Segen dazu gab.

Auf dem Programm:

Dem Grabsteinfonds sind zugeflossen: . . . . = K 2,635.500 und č K 170.

Das bisherige Ergebnis — neben zwei Millionen Kronen aus dem Ertrag einer Vorlesung nur eine aus der unmittelbaren Beteiligung des Publikums — ist beschämend dürftig und recht eigentlich der Tatsache angemessen, daß das Ehrengrab Peter Altenbergs so lange durch kein sichtbares Zeichen zu erkennen

gibt, wer darin ruht. Daß die Leute, die sich Künstler nennen, wenigstens zu diesem edlen Zweck etwas beisteuern könnten, kommt ihnen gar nicht in den Sinn. Die Kreuze in der nichtswürdigsten Tagespresse geben Zeugnis davon, wie viel sie der irdische Ruhm täglich kostet. Ein winziger Bruchteil, an dessen schmutzigen Verwaltern erspart, würde hinreichen, um dem Andenken eines Dichters, der freilich lebendiger ist als ihrer aller Gegenwart, die äußere Ehre zu erweisen. Der Vorleser spricht die Erwartung aus, daß das Publikum nun durch regere Teilnahme wettmachen wird, was es selbst und was die armseligen Kunsttreibenden dieser Stadt bisher versäumt haben. Er müßte sonst, da die Kosten eines Grabsteines viel höher sind als das bisherige Ergebnis der Sammlung, weitere Vorlesungserträgnisse aufwenden, welche dann der Fürsorge für ein hungerndes und frierendes Leben entzogen wären. Ganz nebenbei aber und zur Gelegenheit des 60. Geburtstages Gerhart Hauptmanns sei bemerkt, daß er besser getan hätte, anstatt einer Welt, die das freilich so haben will, das allen einstigen Spuren von Echtheit hohnsprechende Schauspiel zu bieten dieser unermüdlichen Willfährigkeit, sich feiern zu lassen — daß es ihm wohl angestanden hätte, wenigstens einer einzigen dieser tausend Freß- und Preßorgien zugunsten der wie eh und je hungernden Weber abzuwinken. Auch könnte gerade er sich des Altenberg-Grabes erinnern, der ja das Genie des Mannes früh genug erkannt hat. Wenigstens ist dies durch ein in meinem Besitz befindliches Schreiben beglaubigt, das den folgenden Wortlaut hat:

Lieber Herr Peter Altenberg,
gestern sprach ich mit Gerhart Hauptmann, der sich über Ihr Buch in unendlich sympathischer Weise äußerte und unter anderm sagte, seit Jahren habe kein Buch einen so starken Eindruck auf ihn gemacht als das Ihre.

Da diese Bemerkung für Sie interessant sein dürfte und sie sonst kaum an Sie gelangen könnte, fühle ich mich in gewissem Sinne angenehm verpflichtet, sie Ihnen mitzuteilen.

Mit bestem Gruß Ihr ergebener
Berlin, 29. X. 96. Arthur Schnitzler

Ganz in diesem Sinne will ich (wenn der Autor des Schreibens binnen acht Tagen keinen Einspruch erhebt) es als Autogramm verkaufen, um wenigstens auf diese Weise die deutsche

Literatur zur Errichtung eines Grabsteines für Peter Altenberg heranzuziehen. Der Wert des Autogramms ist allerdings beträchtlich erhöht durch eine Randnotiz Peter Altenbergs, der die ihm widerfahrene literarische Weihe mit den Adressen eines Nachtcafés und offenbar einer von dessen Besucherinnen quittiert hat — eine Altenberg-Reaktion, um derentwillen ich vor so viel Jahren mir das Doppelautogramm von ihm erbat, das der unheimliche Zufall gerade im Jahr der Grabsammlung und der sechzigsten Geburtstage auffinden half. Wenn ich noch erwähne, daß dieser Sachverhalt durch eine handschriftliche Bemerkung von mir festgestellt ist, so dürfte dem Wert des Schriftstücks und dem guten Zweck, dem er bestimmt ist, keine Einbuße drohen. Es kann im Ernst nicht angenommen werden, daß die beiden Dichter, die ja der lauteren irdischen Huldigung teilhaft wurden, etwas dagegen einzuwenden haben, daß mit diesem echten Altenberg-Dokument auf echte Altenberg-Art dazu beigetragen werde, daß sein Grab zu der würdigsten und selbstverständlichsten aller Ehren kommt.

* * *

Kleiner Konzerthaussaal, 4. Dezember, 7 Uhr:

Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab, Parodierende Posse mit Gesang in drei Abteilungen von Johann Nestroy. Musik von Mechtilde Lichnowsky.

Zugaben: Entree des Willibald / So gibt es halt allerhand Leut' auf der Welt.

Von dem vollen Ertrag — wie 5. November —: K 3,619.555 K 2,000.000 als Ehrengabe an Frau Stephanie Nestroy, die Schwiegertochter des Dichters; der Rest für die »Vereinigte In- und Auslandshilfe für tuberkulöse Kinder« (Reichsanstalt für Mutter- und Säuglingsfürsorge, Wien, XVIII., Glanzinggasse 37), die Aktion »Winterkleider für Schulkinder« (I., Rathausstraße 9, neues Amtshaus) und Notleidende.

Auf dem Programm:

Die erste überaus erfolgreiche Aufführung der Parodie hat am 13. Februar 1835 stattgefunden; sie dürfte aber bald nach dem Original Holteis und nach dessen Gastspiel in der Rolle des Dichters Heinrich vom Wiener Repertoire verschwunden sein. Freilich hat Holteis »Lorbeerbaum und Bettelstab« wie jede

solche Schablone für schauspielerisches Pathos gelegentlich noch große Darsteller und Virtuosen, von Emil Devrient bis Haase und Sonnenthal, angezogen und sich auch in der Provinz erhalten. Wenn man heute als Leser die Wahl hat, dieses Rührstück eines der bravsten Menschen und schlechtesten Musikanten jener Literaturepoche oder die Nestroy'sche Posse für eine Parodie zu halten, so würde man glauben, jenes sei sie. Nicht mit Unrecht sagt ein Monograph, daß Nestroys Dichter Leicht »weniger eine Karikatur des Originals als vielmehr ein bis ins Zynische getriebenes Gegenstück« sei. Nestroy hat dem Jammerlappen, dessen »Genie« darin besteht, daß er es behauptet und gegen die Banalität einer undankbaren Welt mit seinem banaleren Begriff von Poetentum und mit unleidlicher Schönrednerei auftrumpft, ganz bewußt seinen resoluten Theaterhandwerker und späteren Harfenisten entgegengestellt und die Beziehung auf die Vorlage eigentlich nur in der gesellschaftlichen Reduzierung des Milieus durchgeführt. »Wollen Sie mich foppen? Oder halten Sie mich wirklich für so dumm? Bis zum Lorbeer versteig' ich mich nicht. G'fallen sollen meine Sachen, unterhalten, lachen sollen d' Leut', und mir soll die G'schicht a Geld tragen, daß ich auch lach', das ist der ganze Zweck. G'spaßige Sachen schreiben und damit nach dem Lorbeer trachten wollen, das ist grad so, als wenn einer ein' Zwetschgenkrampus macht und gibt sich für einen Rivalen von Canova aus.« Wenn diese berühmt gewordenen Worte des Leicht wirklich ein Selbstbekenntnis seines Autors waren, so konnte Nestroys Bescheidenheit, der man zwar die künstlerische Geringschätzung des eigenen Wirkens, aber nicht dessen materielles Motiv glaubt, nur von seinem Genie übertroffen und berichtigt werden, das sich auch im Dialog dieses unbekannteren Werkes nicht verleugnet. Die Figuren sind ganz losgelöst von ihrer Beziehung verständlich, zumal der dem weltgewandten »Chevalier« Holteis kontrastierte Herr Überall, der grundsätzlich nur nach Fischamend reist und alle Geschehnisse aus der Perspektive dieses Ortes betrachtend, das Urbild eines geradezu liebenswerten Idiotismus darstellt. Der Vortrag, in dem nur wenige saloppe oder ungenau überlieferte Versstellen verändert und die zwei Coupletstrophen des Herrn Überall um eine Zusatzstrophe vermehrt sind, wurde durch die Entstehung der Begleitmusik angeregt,

die gleich dem Entree in den »Schlimmen Buben in der Schule« und den andern Kompositionen Mechtilde Lichnowskys zu Nestroy (namentlich im Lied der Agnes, des Fischamend-Narren und in den drei Harfenistenliedern) ein Wunder der Einfühlung bedeutet und eine verschollene Zeitstimmung so wiederherstellt, daß man sich die verschollene Originalmusik gar nicht anders und nicht zeitechter denken könnte.

*

Couplet des Chrysostomus Überall:

Viele fahren über Hütteldorf bis nach Paris,
Dort verspiel'n s' ihr Geld, uj', da machen s' a G'fries.
Viele fahren nach London, bloß so zum Vergnüg'n,
Dort boxen s' dann, bis s' a paar Rippenstöß' krieg'n;
Von dort über Petersburg g'schwind hin nach Mainz,
Dann machen s' ein' Abstecher übri in die Schweinz,
Da steig'n s' auf die Gletscher, tun Wegweiser zahl'n
Und kraxeln so lang, bis auf d' Nasen herfall'n.
So was ging mir ab vor mei'm End',
Nein, ich reis' nur nach Fischamend.

Eine Reise nach Asien, so was ist brav,
Da nehmen s' ein' g'fangen, dann ist man ein Sklav'.
In Amerika d' Wilden, na, da ist's erst schön,
Die braten ein' lebendig, hernach kann man gehn.
Vor Afrika warnt ein jeder, der's kennt,
Fallet ich so einem Negerhändler in d' Händ',
Der malt mich mit Kienruß, wer schützt mich davor,
Mischt mich unter d' andern, verkauft mich als Mohr;
So was ging' mir ab vor mei'm End',
Nein, ich reis' nur nach Fischamend.

No ja, nach'm Nordpol, da ginget's zur Not,
Aber wissen S', in Lundenburg, da schlagen s' einen tot.
Wann bei mir ein Finanzer ein Schnupftüchel find't,
Wie komm' ich über Grußbach hinaus oder Gmünd?
Mit die Grenzen is's zwider und das is kein Spaß,
Passiert's ei'm in Passau und man hat keinen Paß.
Da machen s' ein' Wirbel, da gibt's eine Soß,
Ja, beim Reisen is nix als die Wut grenzenlos.
Herrgott, wer kann's wissen, am End'
Brauch' ich noch ein Visum für Fischamend!

*

Auf der Rückseite des Programms:

Dem Grabsteinfonds sind zugeflossen: . . . . = K 3,130.500, ℴ K 170 und M/ 500.

30. 11. 1922.

Sehr geehrter Herr Lányi.

Aus dem mir freundlichst übersandten Programm der Vorlesung Karl Kraus am 26. November 1922 entnehme ich, daß Karl Kraus sich im Besitze eines Briefes von meiner Hand befindet, in dem ich am 29. Oktober 96 Peter Altenberg eine Äußerung Gerhart Hauptmanns über ihn, gleich ehrenvoll für beide, zur Kenntnis brachte; und erfahre ferner, daß Karl Kraus diesen meinen Brief zu Gunsten des Fonds zur Errichtung eines Grabsteines für Peter Altenberg zu verkaufen beabsichtigt, falls ich binnen acht Tagen keinen Einspruch erheben sollte. Karl Kraus hat einen solchen Einspruch gewiß nicht ernstlich befürchtet und wird nicht einmal sonderlich überrascht sein, wenn ich selbst als Kauflustiger mich zu melden hiemit so frei bin, — und zwar mit einem Anbot von 250.000 Kronen, die ich durch die Postsparkasse der Buchhandlung Richard Lányi überweise.

Mag es auch fraglich erscheinen, ob Karl Kraus berechtigt war ein Privatschreiben von mir ohne meine vorherige Genehmigung abzudrucken oder vorzulesen und zu einer eventuellen Feilbietung dieses meines Schreibens sich mit meiner nachträglichen oder gar mit einem Schweigen meinerseits begnügen zu wollen (wenn er auch allen Grund hatte mein Einverständnis zu Veröffentlichung und Verkauf als selbstverständlich vorauszusetzen) — so wenig denke ich daran ihm das unbeschränkte Verfügungsrecht über den erzielten Kaufpreis abzusprechen. Trotzdem — und ich glaube damit nicht nur im Sinne des großen lebenden Dichters vorzugehen, dessen Äußerung ich festgehalten, sondern auch im Geist des großen toten Dichters, dem ich sie zur Kenntnis gebracht hatte — trotzdem gestatte ich mir dem augenblicklichen Eigentümer meines Schreibens in aller Bescheidenheit den Vorschlag zu unterbreiten, ob er nicht — entgegen seiner ursprünglichen edeln Absicht, den Erlös für mein Autogramm dem Fonds zur Errichtung eines Grabsteines für Peter Altenberg zuzuführen (von dessen Existenz, des Fonds nämlich, mir übrigens bis

zum heutigen Tage nichts bekannt war und auf dessen Gründung der praktische Philosoph und Durchschauer menschlicher Eitelkeiten kaum sonderlichen Wert gelegt haben dürfte) — diese Summe einem meines Erachtens noch edleren und jedenfalls nützlicheren Zwecke, — nämlich der Österreichischen Künstlerhilfe zuzuwenden sich entschließen möchte; wie er es so oft mit anderen, höheren, aus eigenem Schaffen stammenden Beträgen zu tun pflegt.

Sollte jedoch auf mein Autogramm ein höheres Anbot erfolgen als das meine (was mir trotz der eigenhändig an den Rand geschriebenen Notiz Peter Altenbergs unwahrscheinlich dünkt, da im Laufe des seither vergangenen Vierteljahrhunderts sowohl die Adresse des Nachtkaffeehauses als auch die vermutliche Adresse der Besucherin jenes Nachtkaffeehauses an aktuellem Interesse und praktischer Verwendbarkeit allzuviel eingebüßt haben dürften) — so ziehe ich natürlich mein Anbot zu Gunsten jenes höheren zurück, nicht aber die der Buchhandlung Lányi überwiesene Summe von 250.000 Kronen, die ich in diesem Falle ohneweiters der Österr. Künstlerhilfe zur Verfügung zu stellen bitte.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Arthur Schnitzler

2. 12. 1922.

Hochgeehrter Herr Doktor!

Mit dem besten Dank für Ihr sehr freundliches Schreiben vom 30. 11., das ich Herrn Karl Kraus übermittelt habe, beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, daß nach meinem Dafürhalten das autographische Dokument — mit drei Handschriften und dem Urteil Gerhart Hauptmanns — einen noch weit höheren Wert als die freundlich übersandten 250.000 Kronen hat, für deren gütige Spende ich Ihnen, auch im Namen des Herrn Karl Kraus, in jedem Falle herzlich danke. Es kann ja wohl nicht angenommen werden, daß jene praktische Unverwendbarkeit der von Peter Altenberg eigenhändig hinzugesetzten und heute veralteten Adressen, von der Sie scherzhaft sprechen, dem Wert des Schriftstücks Abbruch tue, zu dessen Erhöhung überdies, was Sie, hochgeehrter Herr Doktor, übersehen haben, auch die

WIENER STADTBIBLIOTHEK